DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 28

DM 1,20

Österr. S 9; Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr 2.50 incl. oms
Italien L 350; Spanien Pts 38
Printed in Germany

In der Falle des Schattenfürsten



Nr. 28

In der Falle des Schattenfürsten

(Xantilon-Zyklus Teil 3)

»Du darfst mich nicht töten!« Ihre Stimme überschlug sich. »Ich will dich nicht töten«, sagte der geheimnisvolle fremde Mann mit dem kantigen Gesicht und den tiefliegenden Augen. Seine Haut war grauschwarz, sein Haar schimmerte fettig, als wäre es mit Pomade eingerieben. »Ich will nur eines: öffne dieses Tor! Viermal warst du hier, viermal hast du meinen Wunsch erfüllt. Erfülle ihn auch ein fünftes Mal. Es wird nicht dein Schaden sein.«

Sie stand vor ihm auf dem windigen Felsplateau ohne zu wissen, wie sie hierhergekommen war. Felsen ragten steil und spitz in den jetzt dunkelvioletten Himmel, eine unwirkliche Alptraumlandschaft. Sie glaubte, nicht richtig atmen zu können. Jeden Augenblick konnte sich der Boden unter ihren Füßen auftun und sie verschlingen. Oder der Himmel würde herabstürzen und sie verschütten.

Sie fühlte sich voller Ängste und Zweifel. Viermal war sie schon hier gewesen, jedes Mal war die Furcht vor etwas Schrecklichem größer geworden.

Sie hatte nur einen Wunsch: so schnell wie möglich hier fortzukommen.

Sie sah den unheimlichen Fremden flehend an und flüsterte hastig: »Ja, ich werde auch diesmal deinen Wunsch erfüllen.« Sie starrte auf die riesige Felswand, die im Halbkreis vor ihr das bizarre, geisterhafte Plateau abschloß. Sieben Tore, die aus massivem, schwarzem Felsgestein bestanden, waren in die Wand eingelassen. Es gab an Ahnen keine Schlösser und keine Klinken.

Vier Tore standen schon, weit offen.

In den dahinter liegenden Hallen brodelte, ein rätselhaftes Dunkel. Man glaubte, in die tiefste Tiefe des Weltalls zu blicken, wo gigantische Sonnen in einer undurchdringlichen Finsternis starben.

Es war unmöglich, die Hallen zu betreten. Wie ein Wächter fiel aus der Höhe ein orkanartiger Sturm herunter und versperrte den Weg zu den Toren.

Sie mußte sich gegen den Sturm stemmen. Nur mühsam kam sie dem Halbkreis der geheimnisvollen Felsentore näher. Groß und wuchtig ragte das fünfte, noch geschlossene vor ihr auf. Sie erreichte es und streckte die Hand nach dem Stein aus.

Ein Ruck ging durch ihren Körper. Es gab ihr einen Stich durchs Herz, als sie die schwarze Wand berührte. Sie spürte, wie ein Teil ihrer Lebenskraft ihren Körper verließ und in den leblosen Stein überging.

Sie fühlte sich so schwach, daß sie fürchtete zusammenzubrechen.

»Du bringst mich um«, stieß die junge Frau aus. »Jedesmal – Zug um Zug – Tor um Tor – bringst du mich um.«

Der brüllende Sturm riß ihr die Stimme vom Mund.

Der Begleiter der jungen Frau in der phantasievollen Uniform und

mit dem grau-schwarzen Gesicht und den fettigen Haaren bekam die Bemerkung des Mädchens überhaupt nicht zu hören.

Ein Fauchen und Zischen drang ihr aus dem Innern des sich erweiternden Torspalts entgegen.

Cynthia Moreen, vierundzwanzig Jahre jung, war von einem namenlosen Entsetzen erfüllt, das sie zu zerreißen drohte.

Rundum ein Meer von Grauen. Der Sog wurde so gewaltig, daß sie wie ein welkes Blatt über das Plateau gewirbelt wurde.

Die massige Felstür flog auf, als wäre sie leicht wie ein Papier. Lautlos schwang sie nach außen – und die Öffnung wurde zum Schlund, der alles zu verschlingen drohte.

Cynthia Moreen schlug die Hände vor das Gesicht. Ihr Begleiter tauchte wie ein Schatten neben ihr auf. Er stand wie aus Stein gewachsen, der gewaltige Sturm machte ihm gar nichts aus.

»Ich danke dir. Du wirst wiederkommen – morgen nacht, und das sechste Tor öffnen. Dort wird dir zum erstenmal der Schatz gezeigt, den du gefunden hast – und der dir gehört, wenn du in der siebenten Nacht das letzte Tor öffnest.«

»Ich werde nie wiederkommen«, schrie sie.

»Du wirst wiederkommen, morgen nacht.«

Um sie herum begann alles zu wirbeln. Die Dunkelheit hinter dem Tor, das sie eben erst geöffnet hatte, schien zu atmen, als würde dort ein gigantisches Geschöpf hausen.

Sie warf sich herum, dem Sturm entgegen, und alles brach zusammen.

Da war nur noch ein einziges Brüllen und Rauschen, als ob die Hölle ihre Legionen losließ.

Sie schrie.

Und der Schrei hallte markerschütternd durch den Raum.

Sie richtete sich auf und schrie immer noch, als sie längst erkannt hatte, daß sie gar nicht mehr auf dem Felsplateau stand, sondern aufrecht und schweißdurchnäßt in ihrem Bett saß.

*

Nur ein Traum?

Nein.

Sie wußte es genau. Seit fünf Nächten wiederholte sich Nacht für Nacht das gleiche Geschehen.

Ihr Herz schlug wie rasend. Sie kam sich vor, als wäre sie mit knapper Mühe dem Tod entronnen.

Sie zitterte. Sie war so fertig, daß sie zu schluchzen begann.

Fing das alte Leid wieder an?

Das Blut in ihren Schläfen hämmerte. Sie hatte geglaubt, es für

immer überwunden zu haben.

Die Geschichte mit den Drogen lag schon vier Jahre zurück. Da hatte sie zum letzten Mal etwas genommen – und seither nichts mehr angerührt.

Sie hatte erkannt, wie unsinnig es war, sich mit Drogen vollzupumpen und falschen Träumen nachzuhängen. Am Anfang war es noch angenehm gewesen. Dann – je härter die Drogen wurden – wurde es Qual. Mehr als einen Horror-Trip hatte sie durchgemacht, mehr als einmal sich geschworen: Das Zeug nimmst du nie wieder.

Und dann schaffte sie tatsächlich den Sprung. Energie und die Hilfe eines guten Arztes, der in zahlreichen hypnotischen Sitzungen ihre Sucht bekämpfte und ihren Willen stärkte, machten dies möglich.

Kamen nun doch noch Folgeerscheinungen auf sie zu?

Sie schloß die Augen.

Nein. Das war es nicht. Diese Träume ähnelten in keiner Weise jenen, die sie hatte, als sie drogensüchtig war.

Sie glaubte fest daran, auf dem Felsplateau mit den sieben Felstoren gewesen zu sein.

Cynthia Moreen, vorgesehen, in Kürze das Erbe ihres todkranken Vaters anzutreten, der acht Millionen Dollar sein eigen nannte, die er mit Werbung im Laufe eines Menschenlebens gemacht hatte, wischte sich mit dem Ärmel ihres Nachthemdes über ihr bleiches, mit kaltem Schweiß bedecktes Gesicht.

Sie warf einen Blick auf ihre Hände. Die zitterten. Sie spürte immer noch die eisige Kälte, die das Felstor ausstrahlte.

»Ich bin dort gewesen. Ich bin letzte Nacht dort gewesen und drei Nächte davor. Wo ist dieses erschreckende Land? Was will man von mir?« wisperte sie. »Ich habe es vergessen.« Sie sprach ihre Gedanken aus. Sie mußte hören, was sie dachte, mußte merken, daß sie noch lebte. »Ich wollte etwas von dort mitbringen, zum Beweis… Niemand wird mir glauben, wenn ich es erzähle. Man wird mich für verrückt halten. Aber ich träume nicht… ich träume wirklich nicht.«

Nur langsam beruhigte sie sich wieder. Sie verließ ihr Bett, ging durch das halbdunkle Zimmer und blieb hinter den zugezogenen Fenstervorhängen stehen.

Drunten auf der Straße flutete noch der Verkehr. Die Neonreklamen der nahen Geschäfte blinkten ein giftiges Grün in hektischem Rhythmus in ihre Augen.

Dies war die Welt, die sie kannte. Die Großstadt, in der sie aufgewachsen war. Keine Heimat für Geister und finstere Geschöpfe, die ihr nach dem Leben trachteten. Hier mußte man sich, vor kleinen Gangstern, Taschendieben und handfesten Kriminellen in acht nehmen.

Ein helles, gleichmäßig tönendes Glöckchen schlug an.

Die kleine Rokokouhr aus weißem Porzellan, die sie einmal aus Paris mitgebracht hatte, schlug zwölfmal.

Mitternacht. Regelmäßig vor Mitternacht traten diese schrecklichen Alpträume auf.

Sie hatte versucht, ihnen zu entrinnen, indem sie sich vornahm, einfach nicht einzuschlafen, wach zu bleiben, sich zu vergnügen. Aber sie brachte es nicht fertig. Sobald es zehn Uhr war, wurde sie derart müde, daß sie kaum noch die Augen offen halten konnte.

Wie unter einem Zwang suchte sie ihr Bett auf.

Wurde sie krank?

Tagsüber war alles in Ordnung. Sie hatte keinerlei Beschwerden. Nur diese irren Nächte. Sie kam nicht zurecht mit ihnen.

Das Plateau, der Halbkreis der schwarzen Felstore, die sie öffnen mußte, ob sie wollte oder nicht… was hatte das alles zu bedeuten? Was ging in ihr vor?

Nein. Das war bereits schon wieder ein Widerspruch.

Nichts ging in ihr vor. Sie besuchte, während sie schlief, ein anderes Land. Löste ihre Seele sich von ihrem Körper? Lag sie wie tot in ihrem Bett, während ihr Geist Raum und Zeit überbrückte?

Dieser geheimnisvolle Wächter, der menschenähnlich und doch kein Mensch war – lebte er in Wirklichkeit?

Und dann der große, blonde Mann, der Held ihrer Träume – das war auch so eine Sache.

Immer dann, wenn sie den Alptraum mit dem Felstoren abgeschüttelt hatte, folgte etwas nach, was sie ebensowenig verstand.

Sie versuchte dann wieder einzuschlafen.

Und jedesmal setzte seit vier Tagen ein anderer Traum oder ein anderes Erlebnis ein, das sie ebensowenig wie das schreckliche zu deuten verstand.

Sie traf einen Fremden, der mit einem Schwert durch eine düstere Landschaft zog, durch eine zerklüftete Steinwüste. Sie wußte von diesem Mann, daß er Kaphoon hieß und gegen Geister und Dämonen kämpfte. Er suchte den Obersten der Schwarzen Priester, der sich zum Herrscher über das Dämonenreich emporschwingen wollte.

Seltsam, wie genau sie diese Dinge im Kopf behielt. Lauter unsinniges Zeug.

Sie griff sich an die Stirn. Sie fühlte sich kalt und feucht an.

»Ich bin wach. Ich bin vollkommen klar bei Verstand. Es gibt keinen Grund zur Panik«, redete sie sich mit leiser Stimme ein. »Ich lebe im zwanzigsten Jahrhundert. Es gibt keine Gespenster, keine Dämonen. Diese Zeit ist aufgeklärt und fortschrittlich. Dennoch – immer wieder ereignen sich unerklärliche Vorfälle, mit denen unsere aufgeklärten Hirne nichts anfangen können. Die Zeitschriften sind voll von wissenschaftlichen Beobachtungen und Berichten über

parapsychische Phänomene. Leben bedeutet Weiterentwicklung. Seit Anbeginn hat sich der Mensch verändert: Er hat sich immer seiner Umwelt und seiner Zeit angepaßt. Warum soll das zum Stillstand gekommen sein?«

Sie lauschte ihrer eigenen Stimme.

Ihre Unruhe schwand. Nach knapp einer halben Stunde war sie so weit, daß sie tief und gleichmäßig atmete und das Licht wieder löschte.

Sie legte sich zurück in ihre Kissen, lag noch eine Zeitlang wach und dachte über das Erleben nach. Es war erstaunlich, wie schnell sie diesen schockartigen Erregungszustand wieder überwand.

Und sie fand es ebenso erstaunlich, wie sehr sie sich darauf freute, dem blonden Mann aus ihrem Traum zu begegnen.

Wenn sie darüber mit einem Außenstehenden sprechen würde, der griffe sich nur an den Kopf und würde sagen, daß sie verrückt sei. Ein normaler Mensch konnte doch nicht solche Gedanken und Empfindungen wie sie haben.

Vielleicht aber war der Zeitpunkt gekommen, wo sie nicht mehr länger schweigen konnte. Sie mußte sich jemandem anvertrauen.

Ihr kam ein Gedanke, den sie zuvor noch nicht gedacht hatte. Sie konnte sich mit Rita besprechen. Es war ohne weiteres zu bewerkstelligen, daß die Vielbeschäftigte trotz allem einmal einen Abend hier in ihrer Stadtwohnung verbringen und ihre Schwester beobachten konnte, während sie schlief. Ja, das war eine Möglichkeit.

Sie schloß die Augen.

Endlich kehrte nun wieder jene gesunde Müdigkeit zurück wie stets nach den schrecklichen Alpträumen.

Innerhalb von zwei Minuten war sie eingeschlafen.

*

Es war sieben Minuten nach halb eins, als der zitronengelbe Jaguar mit dem schwarzen Verdeck vor dem Apartmenthaus hielt. Hinter dem Steuer des schnittigen Wagens saß eine attraktive junge Frau, sportlich gekleidet, mit langem, offenem Haar, das in der Mitte gescheitelt war.

Sie beugte sich ein wenig zur Seite, um einen Blick am Haus emporzuwerfen.

»Es ist dunkel im Zimmer«, murmelte sie. »Wahrscheinlich schläft sie schon. Sie hat sich zu einer richtigen Schlafmütze entwickelt. Naja, probieren kann man’s ja.«

Sie stieg aus. Der weiße Hosenanzug brachte ihre weiblichen Formen voll zur Geltung.

Rita Moreen, siebenundzwanzig Jahre alt, von Beruf Fotomodell

und Schauspielerin, lief zur Haustür und klingelte neben dem Namenschild, das den Namen ihrer Schwester Cynthia trug.

Rita war einen Kopf größer als die zierliche Cynthia. Ihre Formen waren weicher als die der Vierundzwanzigjährigen, die einmal das Erbe des Vaters übernehmen sollte, wie er es bestimmt hatte.

John D. Moreen, erst vierundfünfzig, den jede neuerrungene Million reicher und gleichzeitig kränker gemacht hatte, trug sich ernsthaft mit dem Gedanken, seine Unternehmen in jüngere Hände abzugeben. Er litt an Blutkrebs. Die besten Ärzte der Welt konnten ihm nicht mehr helfen. Er wußte, daß er nur noch zwei oder drei Jahre zu leben hatte.

Das Erbe ging in zwei Hälften. Keine Tochter wurde finanziell benachteiligt. Nur eine Besonderheit gab es: John D. Moreen wollte, daß seine jüngste Tochter Cynthia, die Leitung des Betriebes übernahm. Er traute Rita nicht die Qualitäten zu. Sie war für ihn eine leichtlebige Person.

Von Anfang an hatte sie nicht den Weg eingeschlagen, den er für sie ausgewählt hatte. Sie fühlte sich von jeher zu Menschen hingezogen, deren Leben in anderen Bahnen verlief: junge Schauspieler und Künstler gehörten zu ihrem Bekanntenkreis. Heimlich nahm sie Schauspielunterricht, und damit zog sie vollends den Groll ihres Vaters auf sich.

Vor drei Jahren hatte er einen Herzinfarkt erlitten, als er erfuhr, daß Cynthia Drogen nahm. Aber Cynthia hatte alles wieder ausgebügelt. Mit einer enormen Willensleistung hatte sie die Sucht überwunden. Das imponierte dem alten John D.

Rita hatte erleben müssen, daß sie Cynthia von nun an als Beispiel vorgesetzt bekam. John D. Moreen war überzeugt davon, daß Cynthia, von der er schon immer größere Stücke gehalten hatte, mit ihrer Energieleistung bewiesen hatte, daß sie das Zeug hatte, um einen Betrieb vom Umfang der Moreen-Werbung zu leiten.

Ein kühler Wind pfiff durch die Straße.

Rita Moreen zog fröstelnd die Schultern hoch. Die dünne weiße Jacke, unter der sie eine nachtblaue Bluse trug, bauschte sich im Luftzug.

Rita Moreen ärgerte sich. Normalerweise kam sie ohne Schwierigkeiten in das Haus, denn sie besaß einen Schlüssel dazu. Diesen Schlüssel aber hatte sie gestern verloren und noch keine Zeit gehabt, Cynthia darüber zu informieren. Einen Schlüssel für die Wohnung trug sie bei sich. Doch mit dem konnte sie nichts anfangen, solange sie hier unten vor der Haustür stand.

Ob sie wartete, bis noch jemand nach Hause kam? Ob sie riskierte, irgendwo zu klingeln? Sie war schnell entschlossen. Sie orientierte sich, in welchem Stockwerk noch Licht brannte, und klingelte dort. In

der Sprechanlage knackte es, und eine Männerstimme meldete sich.

Rita entschuldigte sich für die Störung und schilderte ihr Mißgeschick.

»Meine Schwester schläft so tief und fest, daß sie nichts mitbekommt«, schloß sie. »Bei diesem Wetter kann ich doch nicht die ganze Nacht auf der Straße stehen.«

»Nein, das würde ich Ihnen nicht zumuten«, sagte der Hausbewohner fröhlich. »Da fiele mir schon etwas Besseres ein. Darf ich Sie zu mir einladen? Wir sind hier eine lustige Gesellschaft von vier jungen Männern. Wir würden uns freuen, wenn Sie an unserer Party teilnähmen.«

»Einverstanden!« lachte Rita. »Aber nicht heute. Ein andermal gern.«

Der Türsummer ging, und drei Minuten später stand Rita Moreen vor der Wohnungstür ihrer Schwester und schloß auf.

Vollkommene Stille. Dunkelheit.

Sie knipste die Flurbeleuchtung ein. Alles fein säuberlich aufgeräumt. Das war typisch für Cynthia. Bei ihr konnte einfach nichts herumliegen.

Da ging Rita Moreen ins Schlafzimmer.

Lichtschein sickerte von der Straße her durch die Vorhänge, fiel auf den alten Eichenschrank mit den schweren, handgeschnitzten Türen und Füßen und auf das Bett.

Es war benutzt. Das sah man deutlich.

Aber Cynthia Moreen lag nicht darin.

*

Sie war woanders. In ihrem geheimnisvollen Traumland.

Und diesmal war es kein Alptraum. Jetzt kam der andere Teil, den sie so liebte.

Die Umgebung war in Dämmer getaucht. Wie in den letzten vier Nächten auch.

Sie ging über den blauvioletten Sand und vernahm das knirschende Geräusch ihrer Schritte.

Ein violetter Schimmer lag über den zerklüfteten Bergspitzen und der steinernen Wüste, in der nur hin und wieder ein einzelner, knorriger Baum stand, der selbst wie ein gewaltiger Stein wirkte.

Die Leere und Verlorenheit und die Stille, die sie umgaben, empfand sie immer wieder besonders stark.

Cynthia Moreen stellte fest, daß sie an einem anderen Ort war als beim letzten Besuch.

Die Steinwüste war lebensfeindlicher, unwirklicher, die Bergspitzen bedrohlicher.

Deutlich zu sehen war in dem blauvioletten Sand die Spur des Mannes, der sich Kaphoon nannte.

Von weitem sah sie ihn schon.

Er saß unter einem Baum, hatte das Schwert auf den Knien liegen und den Kopf zurückgelehnt.

Der Anblick dieses Mannes, der so friedlich schlief, brachte sie zum Lächeln. Vergessen war der Alptraum, dem sie vorhin noch ausgesetzt war.

Sie ging auf Zehenspitzen, um sich dem Schläfer lautlos zu nähern.

Sie glaubte, sich vollkommen geräuschlos zu bewegen.

Als sie noch drei Schritte von dem Schläfer entfernt stand, schlug der plötzlich die Augen auf, war von einer Sekunde zur anderen hellwach und griff sofort nach seinem Schwert. Sein ganzer Körper war bereit, jedem Angreifer sofort pari zu bieten.

»Cynthia!« rief er dann erleichtert, als er sie erkannte. Er erhob sich. Über seine muskulöse Brust spannte sich ein zerfetztes Hemd. Seine Hose war verschmutzt. Man sah ihm an, daß er seit Tagen unterwegs war, daß er kaum geschlafen hatte. Er machte einen erschöpften Eindruck, verfügte aber noch immer über so viel Kräftreserven, daß sein sportlich durchtrainierter Körper und sein klarer Geist reagierten, sobald sich in der Umgebung Kaphoons irgend etwas bewegte. »Die Fee meiner Träume kommt auch in dieser Nacht zu mir.«

Sie lächelte. »Wobei sich die Frage stellt, wer träumt. Du oder ich?«

Sie stand genau vor ihm, musterte ihn eingehend. Er hatte ein markant geschnittenes Gesicht, kluge, blaue Augen und ein energisches Kinn. Wenn man diesen Mann sah, mußte man unwillkürlich an die Helden aus den versunkenen Sagenwelten denken.

»Ich bin kein Held. Ich bin Kaphoon, und ich bin auf der Suche nach dem Obersten der Schwarzen Priester«, antwortete er auf ihre Frage. »Er hat Xantilon zum Untergang verurteilt.« Er streckte seine Rechte aus und deutete zurück, wo die bizarren Felsen flacher waren und sich mit dem Horizont vermählten. »Dort hinter den Bergen liegen die Reste dessen, was einmal eine lebenserfüllte Stadt gewesen ist.«

Sie folgte mit ihren Blicken der Richtung, welche die ausgestreckte Hand wies. Cynthias Augenschlitze wurden eng. In der weiten Ferne glaubte sie noch aufsteigenden Rauch zu erkennen, der mit den dunklen Wolken verschmolz.

»Was ist aus den Menschen geworden?« fragte sie leise.

»Sie sind geflohen. In alle Himmelsrichtungen. Die meisten fanden den Tod. Die aufbrechende Erde hat Tausende verschlungen, die Flut Tausende in das Meer gespült.«

Dies alles interessierte sie, ohne daß sie zu sagen vermocht hätte, warum. Aber so war dies nun mal in diesem Zustand, der einem Traum glich. Raum und Zeit, Menschen und Dinge verloren ihre Bedeutung und anderes wurde bedeutungsvoll.

»Du hast niemanden mehr von ihnen getroffen?«

»Nein.«

»Stammst du auch aus Xantilon?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht.«

Während er das sagte, ging sein Blick über sie hinweg in die Ferne, aus der er gekommen war.

»Warum weißt du es nicht, Kaphoon?« fragte sie leise.

Er zuckte die Achseln und ging nicht auf ihre Frage ein.

»Wichtiger für mich ist es zu wissen, wohin ich will«, antwortete er stattdessen. Lächelnd legte er seine Rechte um ihre Schultern und zog sie dann langsam auf das primitive Lager hinab, das er sich bereitet hatte. »Du bist für mich ein Rätsel«, fuhr er fort.

»Du nicht minder.«

»Du erinnerst mich an eine Frau, aber ich weiß nicht an welche. Du erinnerst mich an eine andere Welt, die mir vorkommt, als hätte ich sie einmal im Traum durchschritten.«

»Was habe ich in deinem Traum zu suchen, Kaphoon? Warum treffe ich dich immer wieder?«

»Ich weiß es nicht, Cynthia. Vielleicht ist es auch nicht wichtig für uns, es zu wissen. Erzähle mir von dir! So vieles habe ich dir schon von mir erzählt.«

»Vieles?« Sie blickte zu ihm auf, während er sie an sich zog. Sie kuschelte den Kopf an seine Brust und fühlte sich sicher und geborgen. »Ich weiß kaum etwas über dich.«

»Ich weiß selbst nichts über mich. Cynthia, wohin gehst du? Wieso kreuzen sich seit einiger Zeit unsere Wege?«

»Ich gehe nirgends hin. Ich komme – um dich zu treffen. Das ist mein Wunsch.«

»Ist es wirklich dein Wunsch?«

Er betonte das »dein« so auffällig, daß sie überrascht die Augenbrauen hochzog.

»Warum fragst du so merkwürdig, Kaphoon?«

»Ich suche den Sinn in unseren Begegnungen«, sagte er leise. »Du bist schön. Du gefällst mir. Ich denke sehr oft an dich. Das lenkt mich ab. Aber es ist nicht gut für mich. Die Tatsache, daß es dich gibt, sollte mich stutzig machen.«

»Ich verstehe dich nicht, Kaphoon.«

»Ich werde versuchen, es dir zu erklären. Die Geister und Dämonen, die diese Welt vernichten wollen, sind meine Feinde. Mit allen Mitteln versuchen sie, mich in ihre Fänge zu locken. Auch eine

schöne Frau kann ein solches Mittel sein.«

Sie sah ihn an und ihre Blicke begegneten sich. »Sehe ich aus wie ein Dämon?« fragte sie plötzlich ungeniert und hauchte einen Kuß auf seine Nasenspitze.

»Der äußere Schein kann trügen. Bei dir habe ich seltsamerweise nicht das Gefühl, mich in Acht nehmen zu müssen.«

»Oh«, sagte sie nur.

»Warum – oh?«

»Das spricht nicht für mich. Ich habe nicht gewußt, daß ich so wenig Wirkung auf dich habe.«

Er lachte, und sie stimmte in dieses Lachen mit ein. Er zog sie an sich. Sie küßten sich. Seine Hände fuhren durch ihre Haare, glitten ihre Schultern, ihren Rücken hinab. Er war sehr zärtlich.

Sie vergaßen die Zeit und die Welt, in der sie sich gefunden hatten.

Sie waren Fremde. Vor fünf Tagen hatten sie sich zum erstenmal gesehen, und doch kam es ihnen so vor, als wären sie sich schon früher begegnet.

Sie wußten nicht, wieviel Zeit vergangen war, als Kaphoon seine Lippen von ihrem Mund löste, als sie sich glücklich zurücklegte und ihre glänzenden Augen sich dem dunkelvioletten, bewölkten Himmel entgegenrichteten. Etwas kam ihr bekannt vor. Dieses schummerige Glosen war stärker als in den Nächten zuvor.

Unruhe stieg in ihr auf.

»Wo sind wir hier, Kaphoon?« fragte sie unvermittelt. Angst glitzerte in ihren Augen.

»Ich weiß es nicht, Cynthia. Eine steinerne Wüste umgibt uns. Die muß ich durchqueren.«

Ihr Blick richtete sich plötzlich auf ein bizarres, violett umhülltes Bergmassiv, das sich bedrohlich vor ihnen auftürmte.

»Dort – dort bin ich schon einmal gewesen«, fiel ihr plötzlich ein. Plötzlich gab es eine Verbindung zwischen ihren Alpträumen und jenen Begegnungen mit dem Fremden, die Nacht für Nacht ebenso wiederkehrte wie der Alp.

Kaphoon folgte ihrem Blick. »Was gibt es dort? Was weißt du über dieses düstere Gebirge?«

»Geh nicht hin!« Die Finger ihrer rechten Hand krallten sich in seinen Oberarm. »Es ist nur so eine Ahnung, ich kann es nicht begründen… dort drüben droht Gefahr… vielleicht wollen sie auch dich mit hineinziehen.«

»Hineinziehen? Wo hineinziehen, Cynthia?«

»Ich weiß es nicht. Die Tore… das Reich des Schattenfürsten, das…«

»Schatten?« Er zog sie an sich heran. »Was weißt du von den Schatten?«

»Nichts. Hab ich was von den Schatten gesagt?«

Nichts mehr stimmte. Sie vergaß, was sie eben noch sagte. Es war, als hätte ein anderer Geist sich ihrer Worte, ihrer Lippen bedient, um zu sprechen.

Kaphoon war mit einem Male sehr ernst.

Das Mädchen Cynthia, das er Nacht für Nacht traf, hatte eine Botschaft für ihn. Nichts im Leben geschah ohne Sinn. Sie war eine Botin, aber sie erinnerte sich nicht daran.

Er stellte viele Fragen. Sie konnte nicht eine einzige beantworten.

Der Zeitpunkt, da sie wieder von ihm gehen mußte, war gekommen. Alles blieb rätselhaft und undurchsichtig, mysteriös wie zu Beginn.

Hinter der Stirn des blonden Mannes arbeitete es.

Kaphoon sah der Entschwindenden nach, die einem geheimnisvollen Ruf folgen mußte.

*

Welche Rolle spielte das Mädchen in seinem Leben?

Was wußte sie von den Schatten?

Er hatte schon viel von den geheimnisvollen Wesen, von den Unterirdischen, wie sie auch genannt wurden, gehört. Niemand aber hatte bisher etwas Genaues über sie aussagen können.

Nun kam über die Lippen dieses Traumwesens das schreckliche Wort. Was verband sie damit?

Cynthia glitt schwerelos in das Dunkel und verschwand wie ein Spuk, der mit der Dunkelheit eins wurde. Zurück blieb ein Mann, der vergessen hatte, woher er kam, der nichts mehr von den Freunden wußte…

Er wußte nicht mehr, daß er Björn Hellmark alias Macabros war, der Mann, der auf geheimnisvolle Weise an zwei Orten zur gleichen Zeit sein konnte.

Dieser Mann erhob sich, setzte seinen Weg durch das Dunkel fort. Die bizarre Bergwelt zog ihn an wie ein Magnet.

Hausten dort die Geister und Dämonen und die mysteriösen Schatten, die das Gebot der Stunde nutzten, um Molochos, dem Dämonenherrscher, ihre Aufwartung zu machen?

Meter für Meter legte er zurück. Die Felsenwüste stieg bergan, der Aufstieg war beschwerlich. Aber er scheute ihn nicht.

Mehr als einmal legte er eine Pause ein. Die letzten Tage hatten ihn viel Kraft gekostet. Er zog durch eine fremde, unbekannte Welt. Für ihn war es, als ob er hierher gehörte und niemals anderswo gelebt hätte.

Er war einer von vielen Einzelgängern, die in jener schrecklichen

grauen Zeit des Untergangs von Xantilon den Mut und die Kraft fanden, Entscheidungen zu treffen und die bösen Mächte zu suchen, die sich in dieser unzugänglichen Steinwildnis verbargen.

Gerade schickte er sich an, sich auf einen Felsklotz niederzulassen, als er das Geräusch sich nähernder Hufe vernahm.

Reiter?

Er warf den Kopf herum und starrte in das Dunkel, das sich langsam vor ihm öffnete.

*

Sie schlug die Augen auf und wußte: Ich liege in meinem Bett, und doch habe ich nicht geträumt.

Es war das alte Lied.

Cynthia Moreen richtete sich auf. Scharf zog sie die Luft ein und zuckte zusammen: sie nahm einen Geruch wahr, der vorher nicht dagewesen war.

Ein strenger, exotischer Duft.

Parfüm von der Art, wie es ihre Schwester Rita verwendete.

»Rita!« rief sie. Blitzschnell warf sie die Decke zurück, lief durch das Zimmer.

Nirgends eine Spur von ihrer Schwester.

Da! Das Geräusch einer zuklappenden Tür. Ein Motor sprang an.

Cynthia lief zum Fenster, riß den Vorhang zurück, öffnete das Fenster und blickte nach unten.

»Rita!« rief sie in die winterlich kalte Nacht.

Dort unten vor dem Haus startete ein gelber Sportwagen mit schwarzem Verdeck, der Wagen ihrer Schwester.

Sie war hier gewesen, hatte sie schlafen lassen und…

Cynthia schloß drei Sekunden lang die Augen und krallte ihre Hände um den metallenen Fensterrahmen.

Wenn Rita in die Wohnung kam, mußte sie doch genau wissen, was sich eben noch, vor wenigen Minuten erst, abgespielt hatte.

Der gelbe Sportwagen jagte davon. Die roten Rücklichter waren nur noch zwei von vielen, die auf der verkehrsreichen Straße Richtung City glühten.

Wütend drückte Cynthia das Fenster zu. Sie schaltete das Licht an, blickte sich noch einmal gründlich um. Im Wohnzimmer lag auf dem eichenen Schreibsekretär ein Zettel mit der Schrift ihrer Schwester.

»Entschuldige, daß ich dich so überfalle. Bin total abgebrannt. Ich habe mir aus deiner Handtasche fünfzig Dollar genommen. Du bekommst sie bei Gelegenheit zurück. Rita.«

Abgesehen davon, daß sie diese fünfzig Dollar nie wiedersehen würde, vermerkte Rita kein Wort davon, daß sie sie nicht hatte

wecken wollen.

Zweifel und Unruhe verstärkten sich wieder, als sie in das Schlafzimmer zurückging. Sie warf einen Blick auf die Nachttischuhr und stellte fest, daß sie nicht mehr als eine halbe Stunde geschlafen hatte. Dabei war es ihr vorgekommen, als hätte sie viele Stunden mit dem geheimnisvollen Fremden verbracht.

Träume… Man durfte sie nicht ernst nehmen.

Sie verbarg ihr Gesicht in beide Hände und seufzte.

Waren dies Zeichen einer Krankheit, einer Überlastung? War in der vergangenen Woche alles zuviel gewesen für sie?

Die Tatsache, daß da einiges auf sie zukam, wenn sie in wenigen Wochen verantwortlich war für Entscheidungen über Millionenbeträge, mußte eine große Rolle spielen. Offenbar verarbeitete sie diese Dinge doch nicht so, wie sie es von sich selbst geglaubt hatte.

»Ich muß zum Arzt, ich muß mit ihm diesen ganzen Unsinn, den ich zusammenträume, durchsprechen«, sagte sie laut. »Irgend etwas stimmt mit mir nicht. Erst die Alpträume, dann das romantisch versponnene Zeug, als würde dieser Held wirklich existieren.«

Merkwürdigerweise aber konnte sie sich an jedes Detail, jedes Wort, das sie im Traum gesprochen und vernommen hatte, erinnern.

Sie zog die Beine an, legte sich wieder auf die Seite und löschte das Licht.

Vor dem Bett auf dem flauschigen Teppich lagen einige winzige Sandkörner. Sie hatten eine seltsame Farbe. Sie hatten sich von ihren Füßen gelöst, als sie ins Bett stieg.

Die Sandkörper waren violett-blau.

*

Die Finsternis wich zurück wie ein Tor, das Geisterhände öffneten.

Der Eindruck war so gewaltig, daß Hellmark den Atem anhielt.

Der Himmel riß auf. In der Wolkendecke öffnete sich ein breiter kerzengerader Spalt. Darin kam der Mond hervor, groß und bleich. Er tauchte die Wolkenränder und die Landschaft darunter in ein hartes Licht. Dadurch traten die schwarzen Schatten der Berge und Felsen noch stärker hervor.

Björn Hellmark, der sich Kaphoon nannte, weil er nicht mehr wußte, daß er Hellmark war, stand etwas erhöht, so daß er über die steinerne Wüste blicken konnte, die nun hellerleuchtet vor ihm lag.

Das Geräusch trommelnder Pferdehufe kam näher. Gleich darauf sah er auch die Urheber dieses Geräusches.

Genau in dem Lichtstreifen bewegte sich eine Herde Pferde. Prächtige Tiere, mit langen Beinen und wildfliegenden Mähnen, rund

fünfzehn Tiere. Angeführt wurden sie von einem weißen Hengst, der sie alle überragte.

Die Tiere liefen bis zum nächsten Felsen und stoppten dort plötzlich. Der führende Hengst hob den Kopf, blickte sich mit großen, dunklen Augen um und zog scharf die Luft durch die Nüstern.

Witterte er den Menschen?

Kaphoon hielt den Atem an, um sich nicht zu verraten. Ein heißer Wunsch wurde in ihm wach: ein solches Pferd müßte er besitzen. Dann würde er schneller und kräfteschonender vorankommen.

Unwillkürlich umspannte er den mit kostbaren Edelstein besetzten Griff des Schwerts, das er bei sich trug, obwohl er nichts damit ausrichten konnte. Ein Lasso hätte er jetzt haben müssen.

Während ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, wurde seine Aufmerksamkeit auf etwas anderes gelenkt.

Wie von einem Katapult geschleudert jagte plötzlich eine Gestalt hinter einem Fels hervor und stürmte mit weitausholenden Schritten auf den schneeweißen Hengst zu.

Der Mann war kräftig. Er trug ein breites Schwert in der Hand. Bekleidet war er mit einem dunkelblauen, hemdähnlichen Gewand, das bis knapp über die Knie reichte. Es wurde von einem breiten Ledergürtel gehalten.

Hellmark wurde Zeuge eines seltsamen Schauspiels.

Der Hengst wieherte laut, daß es durch die dunkelviolette Nacht hallte. Das große Tier warf wild den Kopf herum. In seinen Augen glitzerte das Licht des bleichen Mondes.

Der weiße Hengst machte nicht kehrt, um die Flucht zu ergreifen. Er ging zum Angriff über.

Er stemmte sich auf die Hinterbeine und schnellte dem dunkelgekleideten Mann entgegen.

Der Deutsche, den das Schicksal in eine andere Zeit verschlagen hatte und sich nicht mehr an seine wahre Identität erinnern konnte, wurde Zeuge eines außergewöhnlichen Schauspiels.

Der Bewaffnete zuckte zusammen.

Offenbar war er von der Reaktion des Tieres selbst überrascht. Er riß sein Schwert hoch. Aber dies erfolgte zu spät.

Der weiße Hengst jagte mit voller Wucht auf ihn zu, riß die Vorderbeine in die Höhe.

Es gab einen dumpfen Schlag. Die Hufe krachten genau gegen das Schwert.

Der Mann taumelte, wurde durch die Wucht des Anpralls zur Seite gerissen, blieb aber auf stämmigen Beinen stehen. Das Schwert wurde ihm aus der Hand gerissen. Es flog durch die Luft und landete klirrend auf dem felsigen Boden.

Der Krieger robbte über den Boden, auf sein Schwert zu, auf dessen

Schneide sich das kalte Mondlicht spiegelte.

Der Hengst sah die Bewegung. Abermals wirbelte er herum.

Was sich hier vor Kaphoons Augen abspielte war in höchstem Maße ungewöhnlich.

Der Hengst hätte längst die Flucht ergreifen können. Aber es schien, als ob er nachdächte, wie er den Gegner bezwingen könnte.

Die Herde stand abseits, beobachtete den nächtlichen Kampf, der sich genau in dem bleichen Lichtstreifen abspielte.

Der Unbekannte warf einen schnellen Blick zum Himmel. Er wollte feststellen, ob der Streifen zwischen den Wolken sich veränderte oder nicht.

Er veränderte sich. Die Wolken flossen langsam wieder zusammen.

Der Krieger zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen.

Da hielt er das Schwert zwischen den Fingern und zog das gehärtete Metall über die Steine. Funken sprühten.

Wie ein Rachegott sauste der Hengst auf den am Boden Liegenden zu.

Der Mann kam wieder nicht dazu, seine Waffe richtig in Anschlag zu bringen, obwohl er stark und geschickt war. Doch der Hengst war schneller und gewandter.

Der Huf traf genau die Schwerthand des Angreifers. Die Spitze der Waffe stieß noch gegen den Bauch des Pferdes. Der Mann am Boden versuchte kraftvoll nachzustoßen und dem prachtvollen Tier die Schwertspitze in den Leib zu rammen.

Warum wollte er den Hengst töten? Was ging hier vor?

Die Schwertspitze berührte die Bauchdecke. Die Kraft, mit der der am Boden Liegende zustieß, war beachtlich und bewies, über welche Muskelkräfte dieser Mann verfügte.

»Yümaho! Yümaho!« brüllte der Mann am Boden, als ihm zum zweiten Mal das Schwert aus der Hand gerissen wurde.

Im gleichen Augenblick verengte sich der Lichtstreifen am Himmel. Die Wolkendecke begann sich zu schließen. Das weiße, kalte Licht wurde weniger.

Der Krieger nahm noch einmal seine ganze Kraft zusammen, als gelte es, jetzt, in dieser Sekunde etwas zu erreichen, wozu es nie wieder Gelegenheit gab.

Der kräftige Unbekannte drehte sich seitlich ab, riß seine Arme empor und griff mit beiden Händen in die Mähne des prachtvollen Tieres.

Der Schimmel drehte sich im gleichen Augenblick.

Der Mensch rutschte ab, erwischte die Mähne nicht vollständig und wurde über den steinernen Untergrund gezerrt.

Der biß die Zähne zusammen. Unendlich langsam zog er sich weiter in die Höhe und versuchte mit aller Kraft auf den Rücken des

großen Pferdes zu kommen, auf dem drei, wenn nicht sogar vier Reiter bequem Platz gefunden hätten.

Es gelang ihm, sich in der Mähne des Hengstes festzukrallen. Er preßte sich hart an den Leib des Tieres, hing dort fest wie angewachsen.

In wildem Galopp preschte der Hengst los. Er machte wilde Sprünge, warf den Kopf hin und her, um den Gegner abzuschütteln.

Der Unbekannte mußte loslassen, blieb eine Sekunde lang liegen, während der Hengst sich blitzschnell um seine eigene Achse drehte und mit hohem Tempo auf die Stelle zuraste, wo er seinen Widersacher abgeschüttelt hatte.

Der aber schien die besondere Eigenart des Hengstes zu kennen, rollte sich herum, entkam mit knapper Mühe den Hufen, die Sand und Steine aufwirbelten.

Im Schein des verrinnenden Lichts gelang es dem Krieger, sich auf den Rücken des Pferdes zu ziehen. Der Hengst machte wilde Bocksprünge, aber er konnte seinen Reiter nicht abwerfen.

Noch ein schmaler Streifen bleicher Helligkeit lag über den Steinen. Dann wuchsen die Wolkenränder wieder zusammen, die Decke am Himmel schloß sich.

Der Kampf zwischen dem Hengst und dem Menschen währte noch gut fünf Minuten.

Das Tier jagte wie von einem Hornissenschwarm verfolgt durch die Steinwüste, sprang über Felsbrocken hinweg, nahm die gefährlichsten Hindernisse ohne größere Anstrengungen.

Kaphoon bewunderte die Schönheit der wilden, hektischen Jagd. Als großer Pferdekenner schätzte er die Qualitäten des Hengstes hoch ein.

Er konnte verstehen, weshalb der Mann, der hier in dieser steinernen Wüste der Herde aufgelauert hatte, scharf auf den Hengst war. Ein solches Pferd wurde nicht alle Tage geboren.

Dunkelviolette Nacht, wie sie in diesen rätselhaften Bergen üblich war, hüllte alles wieder ein.

Die Herde wurde unruhig. Die Stuten stampften den Boden. Ihre Hufe dröhnten dumpf, als sie sich in Bewegung setzten, den Weg zurückjagten, den sie gekommen waren. Sie tauchten in der Dunkelheit unter.

Etwas Ungeheuerliches war geschehen.

Ein Mann lauerte der Herde auf, griff sich den Führungshengst, um ihn zu bezwingen und mußte dazu offenbar eine besondere Stunde, eine besondere Situation abwarten.

Der weiße Hengst, der jetzt aus der Dunkelheit mit seinem Reiter herantrottete, verhielt sich gezähmt, reagierte auf den leichtesten Schenkeldruck. Der Reiter saß stolz auf dem Rücken des Hengstes,

tätschelte ihm den Hals. Das Tier hatte seine Wildheit abgelegt.

»Yümaho!« rief der Mann in dem dunkelblauen, hemdähnlichen Gewand. Es klang wie ein Triumph.

Der große weiße Hengst spitzte die Ohren und wieherte. Er gab auf dieses Wort Antwort wie ein Mensch, den man gerufen hatte.

In gemächlichem Ritt näherte sich der Bezwinger mit seinem prächtigen Reittier der Stelle, wo er das Schwert verlor. Diese Stelle lag weniger als eine Steinwurfweite von dem beobachtenden Kaphoon entfernt.

Der fremde Reiter rutschte vom Rücken des Hengstes und bückte sich, um nach dem verlorenen Schwert zu greifen.

Dabei ließ er den Schimmel los. Er wich nicht von seiner Seite, wiederholte auch den Angriff von vorhin nicht. Etwas hatte seine Willenskraft und seine teuflische Angriffswut gebrochen.

Der Fremde berührte gerade mit den Fingerspitzen den Griff seiner Waffe, als etwas durch die Luft zischte.

Ein Pfeil.

Er verfehlte die Hand des Kriegers nur um Haaresbreite. Die stählerne Spitze schlug eine Ecke aus dem harten Felsen, prallte ab und rutschte auf den Boden.

Der Mann riß den Kopf empor.

Kaphoon wirbelte im gleichen Augenblick herum. Was er sah, ließ das Blut in seinen Adern erstarren.

In engem Halbkreis standen fünf Berittene um sie herum. Sie waren mit Pfeil und Bogen, mit Speeren und Schwertern bewaffnet.

Ihre Körper steckten in enganliegenden, wie mattes Leder glänzenden Kleidern. Die Pferde, die sie ritten, waren schwarz und dunkelbraun und hoben sich kaum von der Finsternis ab. Um so mehr aber stachen die gespenstischen Köpfe der Reiter hervor.

Sie waren geisterhaft weiß, kugelrund und kahl. Zähnefletschende Mäuler spannten sich über das starre Gesicht, das eher an eine Maske erinnerte denn an ein lebendes Antlitz. Weitere Sinnesorgane gab es nicht. Auf der Mitte des kugelrunden, glatten Schädels erhob sich ein zackiger Echsenkamm, der bis tief in den Nacken reichte.

Die geheimnisvollen Kugelköpfe, die seit geraumer Zeit Xantilon unsicher machten, die mordend und plündernd in Städte und Dörfer einfielen und das dämonische Werk der Schwarzen Priester unterstützten, umringten sie.

Sie waren sowohl auf den Pferdejäger als auch auf Kaphoon aufmerksam geworden.

Langsam lenkten die Unheimlichen ihre Pferde näher.

Jetzt hieß es kämpfen, sein Leben verteidigen. Die Kugelköpfe kannten keinen Pardon. Sie würden das Leben der Männer, die sie hier trafen, nicht schonen.

*

Die Reiter gaben den Pferden die Sporen. Die kleinen, dunklen Tiere preschten nach vorn. Zwei Reiter jagten direkt auf den Fremden zu, der sein Schwert emporriß.

Drei Reiter jagten Kaphoon entgegen.

Der zögerte keine Sekunde, sich dem Kampf zu stellen.

Dem Kugelkopf, der ihm am nächsten war, sprang er entgegen und schlug dessen Schwert zurück. Der unheimlich Aussehende wurde aus dem Sattel gehoben, flog über Kaphoon hinweg und landete im scharfkantigen Gestein. Hart krachte er mit Rücken und Kopf gegen einen Felsklotz, streckte sich kurz und rührte sich nicht mehr.

Die beiden anderen Reiter bedrängten ihn. Er parierte mit dem Schwert des Toten Gottes, dem magische Kraft innewohnte, nach allen Seiten.

Es gelang ihm, einem Gegner eine Lanze aus der Hand zu schlagen, ehe sie in Aktion trat. Hart und metallisch klirrten die Schwerter aufeinander. Die Kugelköpfe waren starke Kämpfer. Ihre Schwerter peitschten die Luft. Kaphoon wechselte ständig seinen Standort, um es seinen brutalen Gegnern schwerzumachen. Mehr als einmal verfehlte ihn ein Schwerthieb um Haaresbreite, konnte er einen Angriff zurückschlagen, bis er stolperte.

Sofort lenkten die beiden Angreifer ihre schnellreagierenden Pferde auf ihn zu. Eine Lanze wurde hochgerissen. Der eine Kugelkopf stach hart zu. Die Spitze war genau auf Kaphoons Brustkorb gerichtet. Der Blonde rollte sich blitzschnell herum. Die Lanze bohrte sich in einen morschen Stein, spaltete ihn und blieb darin stecken.

Der Angreifer, der sich um seinen Erfolg gebracht sah, hakte sofort nach. Er riß sein schwarzes Pferd herum. Die Vorderhufe schwebten genau über dem am Boden liegenden Menschen.

Kaphoon riß sein Schwert empor, zog es durch die Luft.

Die Schneide des Schwertes ratschte wie ein Rasiermesser in beide Beine des wilden, auf ihn herabstampfenden Tieres. Das Pferd wieherte schrill, riß unwillkürlich seinen Vorderleib in die Höhe. Mit dieser Reaktion hatte der gewandte Reiter offenbar nicht gerechnet. Er mußte hart in die Zügel greifen, um den Halt nicht zu verlieren.

Kaphoon riß die Beine an, stieß gegen den Bauch des Pferdes, da ein im Wege liegender Fels ihn hinderte, zur Seite auszuweichen.

Tödliche Gefahr!

Er saß in der Klemme und konnte von sich aus nicht mehr verhindern, daß das Reittier direkt über ihm zusammenbrach.

Da erfolgte Hilfe von einer Seite, die er am wenigsten erwartet hatte.

Der weiße Hengst fegte wie ein Blitz durch die Nacht, überwand mit einem einzigen Sprung den Felsklotz, rammte wie eine Maschine in das dumpf stöhnende Pferd des Kugelkopfes und schleuderte mit ungeheuerer Kraft das zusammenbrechende Tier über den Fels, wo es auf die Seite fiel und seinen Reiter unter sich begrub.

Kaphoon rappelte sich benommen auf.

Er sah das weiße Pferd zur Seite ausweichen, sah, wie es plötzlich stoppte, und dann seinen kraftvollen, großen Körper herumschleuderte.

Er sah auch, daß der andere berittene Kugelkopf einen Pfeil auf die Sehne legte und den Bogen spannte.

Er zielte genau auf den dunkelhaarigen Krieger, der sich in diesem Augenblick von seinen zwei Widersachern befreit und eine gute Ausgangsposition eingenommen hatte, um in einem fairen Kampf eine Chance zu haben. Es war ihm gelungen, beide Berittene von ihren Pferden zu stoßen. Nun spielte sich auf der Erde ein dramatischer Dreikampf ab.

Der sympathische Pferdejäger bewies, daß er mit dem Schwert umgehen konnte. Aber er konnte nicht sehen, was sich jetzt hinter seinem Rücken abspielte, da er gleichzeitig zwei Gegner in Schach halten mußte.

»Vorsicht!« brüllte der Blonde, während er gleichzeitig wie von einer Tarantel gestochen vom Boden hochsprang, sein Schwert packte und es wie eine Lanze durch die Luft schleuderte. Er war zu weit von dem Schützen entfernt, um den tödlichen Schuß noch zu verhindern.

Der Krieger warf den Kopf herum. Der Pfeil löste sich von der Sehne des Schützen. Da erst traf ihn das magische Schwert des Toten Gottes. Es bohrte sich mitten in seine Brust.

Mit einem gurgelnden Aufschrei warf der Kugelkopf beide Arme in die Höhe, kippte langsam zur Seite, blieb in den Steigbügeln des scharf angaloppierenden Pferdes hängen und wurde über den felsigen Untergrund geschleift. Das Schwert des Toten Gottes blieb zwischen den Steinen liegen.

Der durch die Luft sirrende Pfeil zischte über den sich duckenden Krieger hinweg.

Dies rettete ihn vor dem Pfeil, brachte ihn aber auch gleichzeitig in neue Gefahr.

Für den Bruchteil eines Augenblicks war er abgelenkt. Dies kam seinen beiden unheimlichen Gegnern zugute.

Eines der krummen Breitschwerter ratschte durch die Luft. Der Krieger konnte nur das eine abwehren, nicht aber das zweite, das der andere Gegner im gleichen Augenblick auf ihn richtete.

Das eine Schwert schlug er hoch, das zweite traf ihn. Die Schneide riß seinen Gürtel auf, daß er zu Boden fiel.

Der Krieger wich geistesgegenwärtig einen Schritt zur Seite aus, achtete nicht auf den gefährlichen Untergrund und blieb mit dem geschnürten Lederstiefel so unglücklich zwischen zwei Steinen hängen, daß er den Halt verlor und stürzte.

Wie die Schakale waren die beiden Kugelköpfe über ihm. Schwerter klirrten, Funken sprühten, tanzten wie Glühwürmchen durch das Dunkel.

Der Krieger kämpfte mit dem Mut der Verzweiflung, würde dieser Anstrengung jedoch nicht mehr lange gewachsen sein. Schweiß troff von seiner Stirn. Man sah ihm an, daß er sich den Fuß angeknackst hatte. Sein Gesicht war schmerzverzerrt.

Kaphoon mußte dem Mann zu Hilfe kommen, ihn aus den Klauen der Kugelköpfe befreien, ehe sie ihm den Garaus machten.

Er jagte auf den Krieger und seine beiden Widersacher zu, griff sich den einen und riß ihn mit harter Hand herum.

Der Überraschte gab einen Laut von sich, der nicht aus einer menschlichen Kehle zu kommen schien. Heißer, tierischer Atem schlug ihm entgegen.

Hellmark spreizte leicht die Beine, stand da mit halbgeöffneten Händen und erwartete seinen Gegner, der sein mächtiges Krummschwert schwang.

»Na komm«, lockte der jugendliche Mann, »nur keine Müdigkeit vortäuschen. Du warst doch eben noch so munter. Mir scheint, daß ihr allein gar nicht in der Lage seid, einen fairen Kampf auszutragen, immer müßt ihr zu zweit oder zu dritt oder noch mehr sein.«

Das weiße Gesicht mit der schrecklichen Fratze war ihm entgegengerichtet. Ein Knurren kam tief aus der Kehle des Schwertkämpfers. Und dann warf er sich mit einem plötzlichen wilden Aufschrei nach vorn.

Darauf hatte Hellmark gewartet. Er reagierte beinahe lässig. Seine stählernen Muskeln spannten sich, er duckte sich leicht ab, machte einen schnellen Schritt auf die Seite und ließ den Kugelkopf ins Leere laufen.

Durch den eigenen Schwung nach vorn gerissen, wurde der Menschenjäger zu einer leichten Beute für den gewandten und trainierten Kaphoon.

Er riß den Kugelkopf herum, und ehe der andere begriff, wie ihm geschah, wurde ihm schon das Krummschwert aus der Hand gewunden. Der Blonde riß gleichzeitig sein rechtes Bein hoch, so daß die Stiefelspitze prompt unter dem Kinn des Kugelkopfes saß und ihn zurückwarf.

Der Unheimliche mit dem Dämonenmaul taumelte, konnte sich noch einmal fangen, fauchte Hellmark an, drehte sich urplötzlich um seine eigene Achse und rannte davon, als würde er von Höllenhunden

gehetzt.

Noch jemand suchte sein Heil in der Flucht. Der Kugelkopf, den Kaphoon zuerst vom Pferd gestoßen hatte, war inzwischen wieder zu sich gekommen, erkannte offensichtlich, daß die Dinge sich nicht wie gewohnt entwickelt hatten, daß sie sich an diesen beiden Männern die Zähne ausbissen. So faßte er den Entschluß, sich aus dem Staub zu machen. Er warf sich auf sein Reittier und preschte davon, dem anderen Fliehenden nach, den er zu sich hochzog und mit ihm in der dunkelvioletten Nacht verschwand, ohne noch einmal einen Angriff auf Hellmark oder den Krieger zu versuchen.

Der Krieger, der den weißen Hengst bezwungen hatte, kam taumelnd auf die Beine. In dem Zweikampf war er als Sieger hervorgegangen.

Total verschwitzt und entkräftet versuchte er den Fuß zwischen den Steinen hervorzuziehen. Doch dies war ihm nicht möglich. Der Fuß war angeschwollen und saß fest wie angewachsen.

Der Blonde kam ihm zu Hilfe. Mit dem Krummschwert teilte er den Felsstein, so daß der dunkelhaarige Krieger seinen Fuß hervorziehen konnte.

»Du hast mir zweimal das Leben gerettet. Ich bin dir zu großem Dank verpflichtet«, kam es gepreßt über die Lippen des Mannes, der sich oberhalb des Fußes den Knochen angeknackst hatte, wie Kaphoon bei der anschließenden Untersuchung feststellte. Zu allererst löste er die schmalen Lederriemen des hochgeschlossenen Schuhs und brach von einem der knorrigen Bäume einen Ast ab, aus dem er eine Schiene fertigte, die er mit Lederriemen an dem Bein befestigte.

»Du brauchst dich nicht bei mir zu bedanken. Ich stehe in deiner Schuld. Dein Pferd hat eine Gefahr von mir abgewendet. Ohne das Eingreifen dieses Tieres wäre ich jetzt tot – und so hätte ich dir nicht helfen können. Ein wundervoller Hengst«, fügte er anerkennend hinzu.

»Ja, ich bin froh, daß es mir gelungen ist, ihn vor Einbruch der Dunkelheit zu reiten«, sagte der Verletzte. »Übrigens, mein Name ist Varok.«

»Ich heiße Kaphoon.«

»Kaphoon – das bedeutet: der Namenlose. Wo kommst du her, Kaphoon?«

»Ich weiß es nicht.« Er berichtete vom Untergang der Stadt Xantilon.

Varok hörte seinem Retter aufmerksam zu. Schon sehr bald erkannte er, daß dieser Mann Schweres durchgemacht hatte. Die große Wunde am Hinterkopf legte die Vermutung nahe, daß er aufgrund dieser Verletzung das Gedächtnis verloren hatte. Er konnte nicht weiter als eine bestimmte Zeit zurückdenken. Er war ein Mann ohne Namen und ohne Vergangenheit.

Der weiße Hengst kam langsam näher, beobachtete aus großen dunklen Augen die beiden Menschen, bewegte die Ohren, als verstünde er jedes Wort.

Varok lächelte und klopfte gegen den Hals des Pferdes.

»Es gibt ihn wirklich. Und jetzt gehört er mir. Hast du schon einmal etwas von Yümaho gehört, Kaphoon?«

»Vorhin zum erstenmal, als du zweimal den Namen ausgerufen hast.«

»Yümaho ist ein berühmtes Pferd. Er hat einen legendären Ruf. Es heißt, daß es tausend Jahre alt ist und die Sprache der Menschen versteht. Viele Männer haben schon versucht, ihn zu fangen. Yümaho ist nicht leicht zu besiegen. Er greift, die Menschen an, die sich ihm nähern.«

»Das habe ich gesehen.«

»Aber es gibt einen Trick. Man muß die Stunde des vollen Mondes über dem Reich der Schatten abwarten. Dann taucht er mit der Herde auf. Wenn es gelingt, ihn zu reiten, bevor sich die Wolkendecke wieder schließt, ist er bereit, dem Menschen zu folgen.«

»Dann verstehe ich eines nicht, Varok.«

»Was verstehst du nicht, Kaphoon?«

»Warum du ihn dann zuerst töten wolltest.«

Varok stand nur auf einem Bein. Das verletzte hielt er leicht angewinkelt über dem Boden. Mit beiden Händen hielt er sich an der Mähne des großen Hengstes fest. »Ich wollte ihn nicht töten, Kaphoon. Yümaho kann man nicht töten. Er hat tausend Leben. Ich wollte ihn verletzen. Auch dies wäre eine Möglichkeit gewesen, ihn zu Fall zu bringen und ihn zu besteigen. Aber seine Haut ist hart wie die eines Drachens. Ich bin mit der Schwertspitze nicht durchgekommen. Alles, was man sich über dieses Wunderpferd erzählt, scheint zu stimmen.«

Kaphoon fuhr sich durch die Haare und sagte: »Du hast vorhin das Reich der Schatten erwähnt. Was weißt du darüber?«

»Das was alle wissen, nicht mehr und nicht weniger. Hier, in diesem Teil der violetten Berge, soll es einmal eine riesenhafte, zyklopische Stadt gegeben haben.«

»Wann war das?«

Achselzucken. »Das weiß niemand. Aufzeichnungen existieren darüber nicht. Nur eines ist sicher: es liegt sehr, sehr weit zurück. Das Reich der Schatten gab es schon, da existierte von der Stadt Xantilon noch nicht ein einziger Stein. Im Anbeginn der Insel mußten die Schatten hier eingetroffen sein.«

»Sie sind hier eingetroffen?«

»Es heißt, sie kamen von den Sternen. Sie sind gefährlicher als die Dämonen. Die Schattenfürsten ließen gewaltige Städte errichten, die zyklopenhaften Labyrinthen ähnelten. Die Schatten, von denen

niemand zu sagen vermag, wie sie aussehen, führten die Menschen in die Irre, bis eine geheimnisvolle Macht sie unter die Erde verbannte. Hier sind die Schatten in ihr eigenes Reich eingeschlossen, wo sie nach Befreiung lechzen. Sie kamen aus einer unvorstellbar grausamen Welt, und wollten dieses Grauen auch hier verbreiten. Sie sind teuflische, tödliche Gottheiten, und sie kennen nur ein Ziel: sich und ihre Art zu verbreiten. Sie vermehren sich wie Schädlinge, wenn sie erst einmal frei sind. Deshalb dürfen sie niemals wieder die Freiheit erringen.«

»Aber die Stunde für ihre Wiederkunft ist günstig.«

Es klang nicht wie eine Frage, sondern wie eine Feststellung.

»Ja, leider. Die Dämonen herrschen. Verwirrung und Ratlosigkeit haben sich breitgemacht. Die Menschen sind auf der Flucht, und viele Magier wenden ihre Kenntnisse an, um Gewißheit über das wahre Schicksal dieser Insel und seiner Menschen zu gewinnen. Leider bedienen sie sich da einiger Mittel, die man nicht gutheißen kann. Sie benutzen Formeln, die sie in Wirklichkeit nicht beherrschen und die ihre eigenen Kräfte übersteigen. Dies geschieht sowohl in den Reihen der Schwarzen wie der Weißen Magier. Die Zeit ist schuld daran, die Zeit und die Umstände, daß keiner mehr recht weiß, was eigentlich wird. Die Grenzen zerfließen. Das ist das Gefährliche daran. In einer solchen Zeit können die Schatten wiederkehren. Davor warnen schon die Alten in ihren Schriften. Sie konnten einen Wall gegen die Schatten errichten, aber sie konnten die Unheilvollen nicht besiegen. Darin liegt eine ständige Gefahr. Es heißt weiterhin, daß die Alten sieben Felsentore errichteten, um die sieben Plagen der Schatten fernzuhalten. Diese Tore liegen ebenfalls hier in diesen Bergen.«

Die Miene des Namenlosen wurde ernst. Varok sprach von den sieben Toren.

»… und fünf davon sind geöffnet«, machte er seine Gedanken hörbar.

»Was sprichst du da, Kaphoon?« fragte Varok erschrocken.

»Ich weiß nicht, ob es stimmt.« Er erzählte von den Träumen, die sich Nacht für Nacht wiederholten.

»Solche Träume sind oft von Bedeutung«, flüsterte Varok. Er blickte sich in der Runde um. »Die Tore liegen weit im Norden. Zu Fuß wärst du noch mindestens zwei Wochen unterwegs, Kaphoon. Wenn wir gemeinsam hinritten, brauchten wir knapp drei Tage.«

»Drei Tage? Wäre es nicht schneller zu schaffen?«

»Kaum. Die Bodenverhältnisse sind schlecht. Yümaho ist schnell, aber er kann nicht fliegen.«

»In drei Tagen – kann es zu spät sein. Wenn der Traum eine Botschaft ist, Varok, dann sind schon jetzt fünf Tore geöffnet. Dann wird in der nächsten Nacht das sechste und in der übernächsten das siebente weit offen stehen. Und selbst wenn Cynthia sich noch so sehr

sträubt, sie wird den Wunsch des Wächters mit dein grau-schwarzen Gesicht erfüllen müssen.«

*

Sie faßten einen Entschluß. Varok, der bisher allein durch die untergehende Welt Xantilons gestreift war, erkannte, daß die Begegnung mit dem mutigen blonden Schwertkämpfer schicksalhafte Bedeutung für ihn hatte.

In diesen Tagen des Aufruhrs und der Unruhe, der Ungewißheit und der Verzweiflung waren viele Einzelgänger unterwegs, die sich einsetzten im Kampf um die Dämonen und Geister, die nicht selten in Menschengestalt auftraten, zu besiegen.

»Es ist gefährlich, das Reich der Schatten zu durchstreifen.« Er konnte den Blick nicht von den violett glosenden Bergspitzen wenden, die vor ihnen emporragten. »Ich bin eigentlich nur hierhergekommen, Yümaho zu finden und zu fangen. Aber ich bin bereit, meinen Aufenthalt zu verlängern und gemeinsam mit dir die Tore zu suchen, um festzustellen, ob sie noch verschlossen sind oder nicht und ob etwas Wahres an deinen Träumen ist. Gefährlicher nämlich wäre es, nichts zu tun, die Hände in den Schoß zu legen und abzuwarten, was wird.«

»Nicht für jeden bedeutet es Gefahr, das Schattenreich zu durchstreifen«, bemerkte Kaphoon. Er deutete auf die drei reglosen Gestalten mit den kugelrunden Köpfen und dem Echsenkamm darauf. »Sie gehören offensichtlich hierher.«

»Vielleicht sind es erste Boten der Schatten«, bemerkte Varok, der nun auch ins Nachdenken kam.

Der blonde Deutsche stieg über die spitzen Steine hinweg und näherte sich einem der Kugelköpfe. Er tastete das glatte, knöcherne Gesicht ab.

Er versuchte, die weiße Maske vom Gesicht des Toten zu ziehen.

Er schaffte es nicht. Er holte sein Schwert, das rund zwanzig Meter von ihm entfernt lag, und probierte es damit. Er schob die Schneide unter den Halsansatz, wo deutlich zu sehen war, daß die knöcherne Maske einen schmalen, flachen Ring bildete. Die Kugel war wie ein Behältnis über den Kopf des Toten gestülpt.

Die Maske löste sich nicht.

Mit einem Hieb spaltete der Blonde die harte, weiße Schicht, so daß sie über das ganze Gesicht hinweg einen breiten Sprung bekam.

Vorsichtig versuchte er, die harte Schale von dem wahren Gesicht zu lösen. Er mußte mehr Kraft aufwenden als ihm lieb war.

Das Gesicht darunter war aufgedunsen und bläulich angelaufen, und blutunterlaufene Stellen zeigten an, daß die Maske dem Gesicht

mit Gewalt aufgepaßt worden war.

Unter der glatten Dämonenfratze zeigte sich ein jugendliches Gesicht. Der junge Mann, der tot vor ihm lag, war höchstens zwanzig Jahre alt.

*

»Wer sind sie und wo kommen sie her?« murmelte er unwillkürlich. Er blickte auf. Leises Pferdegetrappel an seiner Seite machte ihn darauf aufmerksam, daß Varok sich mit Yümaho näherte. Der junge Krieger hatte sich trotz seines beachtlich abgeschwollenen Beines und seiner Schmerzen, die er mannhaft ertrug, auf den weißen Hengst gezogen und saß stolz und mit aufrechtem Oberkörper auf seinem Reittier. »Warum tragen sie die Masken?« fuhr Kaphoon im Selbstgespräch fort.

Varok entging nicht ein einziges Wort.

»Das sind nur einige von vielen Fragen«, meinte er. »Wenn es uns gelingt, eine einzige zu beantworten, beantworten sich die anderen von selbst. Mir läßt die Geschichte von den geöffneten Toren keine Ruhe, Kaphoon. Vielleicht sind dies die ersten Boten, die von dort kommen.«

»Vielleicht. Machen wir uns auf den Weg, um genaueres zu erfahren, Varok.«

Er stieg gewandt auf das Pferd, nahm Platz hinter Varok.

Yümaho, der Wunderhengst, fiel in leichten Trab, als Varok auf ihn einen kaum merklichen Schenkeldruck ausübte. Das Gewicht der beiden Männer trug er ohne Anstrengung über den schwierigen Boden hinweg.

*

Wie immer stand sie schon früh auf, machte Toilette und rief ihren Vater im Büro an, um ihm mitzuteilen, daß sie heute wahrscheinlich nicht vorbeikäme.

Das gefiel ihm gar nicht.

»Seit fünf Tagen bist du scheinbar ständig auf Achse, liebes Kind«, sagte John D. Moreen. »Wenn du auf diese Weise die Geschäfte leitest, sehe ich schwarz für die Zukunft der Moreen-Werbung. Bei mir war es immer so, daß ich immer erst gearbeitet habe – und danach Urlaub machte. Bei dir ist das genau umgekehrt.«

Sie lachte. »Das ist nur im Moment so. Außerdem ist der Schein gegen mich, Dad. Ich hab was Wichtiges zu erledigen.«

»Etwas Wichtigeres als das Geschäft gibt es nicht.«

»Das ist deine Einstellung. Die Quittung dafür hast du erhalten,

Dad«, spielte sie auf seine schweren Herzanfälle an.

»Wenn du weiterhin so großspurig daherredest, überlege ich mir es doch noch mal mit der Nachfolge«, brummte John D. Die Anspielung auf seinen Gesundheitszustand hätte manch andern Vater aus dem Stuhl gehoben. Aber John D. Moreen behauptete von sich, anders zu reagieren als die anderen. Damit hatte er zweifelsohne recht. Die Tatsache, daß seine Zeit auf dieser Welt gezählt war, erfüllte ihn nicht mit Traurigkeit und Niedergeschlagenheit. Im Gegenteil. Sie spornte ihn an, noch das zu erledigen, was noch erledigt werden mußte.

Seine Devise war: Wer nicht geboren wurde, kann auch nicht sterben. Der Tod gehört raun mal zum Leben. Und damit basta. Dieses Basta war endgültig. Wie der Tod. Er duldete keinen Widerspruch.

»Vielleicht kannst du mir aber wenigstens sagen, wann ich dich mal wieder hier zu sehen kriege?«

»Noch nicht mit Bestimmtheit, Dad. Kommt drauf an, was der Arzt sagt.«

John D. Moreen wechselte sofort seine Stimmlage. »Fühlst du dich nicht wohl, Baby? Ist etwas mit dir? Etwas Ernstes?«

»Nein, Dad. Da brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Ich fühle mich seit Tagen etwas abgespannt.«

John D. Moreen schnaufte in das Telefon, daß Cynthia das Gefühl hatte, er wollte ihr das Ohr wegpusten. »Es war zuviel für dich. Die Aufregung, die Arbeit. Die ständigen Verhandlungen und Einweisungen. Ich hätte es mir denken können.«

»Es ist halb so schlimm, Dad. Ich brauche nur ein paar Tage Ruhe. Ich kann schlecht schlafen, habe schlechte Träume, schrecke mitten in der Nacht des öfteren auf.«

»Geh zum Arzt! Auf der Stelle! Und dann trittst du einen Urlaub an, verstanden?«

»Aber vorhin sagtest du noch…«

»Was ich vorhin sagte, Baby, ist vorbei. Was ich jetzt sage, ist maßgebend. Ich will dich in den nächsten drei Wochen hier in keinem der staubigen Büros sehen, kapiert? Aber wenn du deine Reiseroute festgelegt hast, dann hoffe ich doch, wenigstens eine Ansichtskarte von dir zu erhalten.«

»Ich werde es mir überlegen, Dad. Tschüß.«

»Und halte mich auf dem laufenden. Ich will wissen, was der Arzt meint«, brüllte John D. Moreen noch ins Telefon. Das und das Nachfolgende aber hörte Cynthia Moreen schon nicht mehr. Sie hatte aufgelegt. »Ich hoffe, daß es wirklich nur Abgespanntheit ist, Baby«, knurrte der Werbe-Millionär. »Und daß kein Mann dahintersteckt… aber du wirst ja vernünftigerweise die Pille nehmen. Sonst könnten wir die Firmenaufschrift gleich ändern in Werbe- und Marketing-Service, John. D. Moreen Enkel – wäre mal was anderes. Verdammt

noch mal.«

*

Cynthia Moreen wählte unmittelbar nach dem Gespräch mit ihrem Vater die Nummer ihrer Schwester.

Rita wohnte in der gleichen Stadt, allerdings zur Miete. Sie kam mit dem monatlichen Zuschuß, den ihr Vater regelmäßig auf ihr Konto überweisen ließ, nicht aus. Eine kleine Wohnung, viele Freunde, die bewirtet werden wollten, ein Auto, mit dem sie ständig unterwegs war, das alles kostete Geld.

Rita hätte das Leben einer Fürstin führen können. Sie sah gut aus, die Männer lagen ihr zu Füßen. Sie war mit dem Leben zufrieden, wie sie es führte.

John D. Moreen machte grundsätzlich nur ein einziges Mal einen Versuch, jemanden zu überzeugen. Wenn der andere nicht wollte – und selbst wenn es die eigene Tochter war – gab es keinen zweiten Versuch.

Obwohl Rita drei Jahre älter war als ihre Schwester, lebte sie leichtfertiger in den Tag hinein.

Cynthia Moreen mußte das Telefon zehnmal klingeln lassen, ehe am anderen Ende der Strippe abgehoben wurde.

»Ja?« seufzte eine verschlafene Stimme.

»Ich bin es, Cynthia.«

»Ach du«, klang es enttäuscht zurück. »Wie kommst du denn auf die Idee, mitten in der Nacht anzuklingeln?«

»Mitten in der Nacht? Wirf mal einen Blick auf deinen Wecker. Es ist neun.«

»Neun, um Himmels willen! Und da bringst du es tatsächlich fertig, mich zu wecken?« stöhnte Rita Moreen entsetzt. »Es wird doch nicht wegen der lumpigen fünfzig Dollar sein, die ich mir ausgeborgt habe. Ich habe dir alles auf einen Zettel geschrieben, Cynthia. Du brauchst keine Angst zu haben, es waren keine Diebe in deiner Wohnung. Ich bin dagewesen.«

»Ja, ich weiß. Ich hab dich noch gesehen. Leider zu spät.«

»Bist du gerade nach Hause gekommen? Ich habe dich nicht auf der Straße bemerkt.«

»Doch nicht auf der Straße, Rita. Was redest du für dummes Zeug? Ich war doch gar nicht weg. Wenn du schon in meiner Wohnung herumschnüffelst, kannst du mich das wenigstens wissen lassen. Ich habe einen verhältnismäßig leichten Schlaf. Ich hätte eigentlich wach werden müssen.«

»Wach werden müssen, Cynthia? Ich war sogar in deinem Schlafzimmer.«

»Na also.«

»Was heißt: Na also? Dein Bett war zwar verwühlt. Aber du hast nicht darin gelegen.«

*

Cynthia Moreen glaubte, einen Faustschlag mitten in das Gesicht zu erhalten.

»Ich war – nicht – in meinem Bett?«

»Was wundert dich so daran? Bist du mal über die Stränge geschlagen? Zu tief ins Glas geschaut? Kann jedem mal passieren. Kommt immer ganz darauf an, in welche Gesellschaft man gerät. Vielleicht ist auch etwas anderes passiert, und du…«

Cynthia Moreen wußte, was jetzt kommen würde. »Hör auf damit!« schrie sie ins Telefon. Sie konnte nicht verhindern, daß ihre Stimme sich überschlug.

»Nanu, seit wann so empfindlich? Ich denke, in unserer Familie herrscht Offenheit.«

Das war die typische Moreen-Art, die Dinge knallhart beim Namen zu nennen. Aber nicht immer und zu jeder Zeit war dies zu verkraften.

Cynthia Moreen konnte es auf den Tod nicht ausstehen, wenn man sie daran erinnerte, daß sie einmal Drogen genommen hatte.

Genau darauf hatte Rita anspielen wollen.

»Du weißt genau, daß ich weg davon bin. Dieses Thema ist begraben.«

»Schön. Entschuldige.« Rita Moreen gähnte herzhaft ins Telefon. »Ich weiß jetzt immer noch nicht, was du eigentlich von mir willst.«

»Ich wollte lediglich wissen, wie du mich gestern abend, als du in der Wohnung warst, angetroffen hast.«

»Das habe ich dir gerade gesagt.«

»Ist dir irgend etwas aufgefallen?«

»Aufgefallen? Was sollte mir aufgefallen sein?«

»Etwas Besonderes, Außergewöhnliches. Mein Gott, ich weiß es ja auch nicht. Irgend etwas eben. Hast du Geräusche gehört? War irgendeine besondere Stimmung oder ein Licht im Zimmer?«

»Nur das Deckenlicht, das ich angeschaltet hatte.«

Cynthia Moreen schluckte. »Ich muß mit dir sprechen, Rita«, sagte sie mit plötzlich veränderter Stimme. Es klang beinahe flehend. »Ich muß dich treffen.«

Rita Moreen merkte, daß mit Cynthia etwas nicht stimmte, daß sie offenbar jemanden brauchte, mit dem sie reden konnte.

»Was ist los mit dir, Cynthia? Sorgen?«

»Ja.«

»Aber…«

»Nicht am Telefon, Rita. Ich muß dir gegenübersitzen, muß mit dir Auge in Auge sprechen. Ich habe noch nicht gefrühstückt. Ich mache dir einen Vorschlag: wir treffen uns in dem kleinen Hotel in der Toron-Street, Ecke Baker-Street. Ich lade dich ein zu einem anständigen Kaffee und Eiern mit Schinken.«

»Einverstanden. Den Kaffee nehme ich an. Ich kann ihn, ehrlich gestanden, auch gebrauchen. Das muß einer sein, in dem der Löffel stehen bleibt, Cynthia. Sonst fallen mir die Augen zu. Frühstück um zwanzig nach neun! Wo gibt es denn so was? Normalerweise schlürfe ich meinen Kaffee, wenn andere ihren Lunch einnehmen.«

*

Das kleine Hotel hatte eine freundliche Atmosphäre.

Die Ruhe, die im Frühstückszimmer herrschte, die sich lautlos wie Schatten bewegenden Bedienungen, die weißen, gestärkten Tischdecken und die bunten Blumensträuße, dies alles strahlte eine anheimelnde Atmosphäre aus.

Cynthia Moreen wählte einen Eckplatz, von dem aus sie die Straße überblicken konnte. Das Spezialglas ließ kaum einen Laut von draußen hereindringen. Es schien, als ob Autos und Busse sich lautlos fortbewegten.

Die junge Amerikanerin atmetet tief durch. Ein Kellner kam, legte ihr die Frühstückskarte vor, deutete eine Verbeugung an und ging wieder.

Fünf Minuten nach ihrem Eintreffen hielt der zitronengelbe Jaguar vor dem Hotel. Rita stieg aus. Cynthia beobachtete ihre gutaussehende Schwester, die ein raffiniert geschnittenes, modisches Kostüm trug.

Sie mochte Rita. Sie fand sie um vieles besser aussehend als sich, obwohl Bekannte und Freunde behaupteten, daß sie sich ähnelten wie ein Ei dem anderen. Das lange, weichfließende Haar ließ Rita Moreen allerdings weiblicher, verführerischer wirken. Cynthia Moreen gab sich betont sportlich. Dazu gehörte auch ihre Kurzhaarfrisur.

Wenige Minuten später waren die beiden Schwestern in ein anregendes Gespräch vertieft. Cynthia redete, und Rita hörte zunächst zu.

Die Jüngere von beiden beobachtete dabei ihr Gegenüber genau. Rita riß sich zusammen, das merkte Cynthia. Und je ausführlicher sie ihre merkwürdigen Traumerlebnisse schilderte, desto ungläubiger sah Rita sie an.

Sie hatte es geahnt.

Ein Außenstehender konnte nicht begreifen, was in ihr vorging. Was sie in Worte faßte, das konnte der andere nicht nachempfinden. Rita fehlte das Verständnis für das Geschehen.

Schließlich schwieg Cynthia Moreen, führte langsam ihre Tasse zum Mund, während ihre Schwester zwei Stückchen Zucker aus dem goldfarbenen Papier wickelte und betont langsam in ihre Tasse gab.

»Eine merkwürdige Geschichte«, murmelte die Ältere.

»Merkwürdig und erschreckend. Verstehst du jetzt, warum ich dich treffen mußte? Ich will sehen, wie du reagierst. Letzte Nacht warst du in meiner Wohnung. Aber du hast mich nicht gesehen, obwohl ich im Bett lag, im Bett liegen mußte. Nur wenige Augenblicke später bin ich nämlich aufgewacht, bin zum Fenster gegangen, weil ich gespürt habe, daß jemand dagewesen ist. Ich habe dich in deinem Wagen wegfahren sehen.«

»Vielleicht hast du das Ganze nur geträumt und…« Rita Moreen unterbrach sich. Da Cynthia nicht im Bett gelegen hatte… konnte es doch so sein: »Vielleicht wirfst du verschiedene Träume durcheinander, vielleicht hast du alle auch auf einmal geträumt und…«

»Unsinn«, unterbrach Cynthia ihre Schwester. »Ich weiß, daß es nicht so ist.«

»Aber manchmal kann man Traum und Wirklichkeit nicht voneinander trennen.«

»Eben deshalb habe ich dich kommen lassen. Du hast mich nicht gesehen, die Wohnung war leer. Ich war weg. Weit weg, und doch nur so weit, wie mein Bett von dir entfernt stand. Verstehst du das?«

»Nein.«

Cynthia Moreen seufzte. »Ich kann es dir nicht übelnehmen. Mir erging es nicht anders, wenn ich mir eine so verrückte Geschichte anhören müßte. Sie ist mit dem normalen Verstand, mit normalen Sinnen nicht zu erfassen. Wo bin ich letzte Nacht gewesen? Ich habe dir die Landschaft und die Menschen beschrieben, die ich getroffen habe, die ich so klar vor mir gesehen habe, wie ich dich jetzt sehe. Etwas geschieht mit mir. Und es geschieht nur während des Schlafs. Geist und Körper lösen sich aus dieser Welt, ich halte mich zeitweise woanders auf, an einem Ort, wo andere, Normalsterbliche nicht hinkönnen. Was ist das Besondere an mir, Rita? Habe ich mich verändert?«

Langes Schweigen. Rita Moreen mustert ihre Schwester.

»Nicht direkt…«

»Was heißt: nicht direkt?«

»Du wirkst nervöser als sonst. Man merkt dir an, daß du schlecht geschlafen haben mußt. Du wirkst überarbeitet. Du… Cynthia?«

»Ja.«

»Nimm es mir nicht übel, wenn ich dich darauf anspreche. Die alte Drogengeschichte. Bist du wirklich vollkommen weg davon?«

»Vollkommen, Rita.«

»Könnte es sein, daß sich Nachwirkungen einstellen?«

»Nach so langer Zeit? Ungewöhnlich!«

»Aber nicht, ausgeschlossen?«

»Weiß nicht. Ich bin kein Arzt.«

Rita Moreen rührte in ihrer Tasse herum. »Du bist noch einmal davongekommen. Damals. Aber du hast das Zeugs ziemlich oft in sehr starken Dosen zu dir genommen. Man sagt, daß sich die Psyche solcher Menschen verändert…«

»Ich weiß, was man sagt. Ich habe aus freiem Willen ein solches Heim aufgesucht, um zu sehen, was aus einem wird, der zügellos dieses Gift in sich hineinpumpt. Es war gräßlich. Nicht nur die Psyche verändert sich, auch der Körper. Die Leber beginnt zu streiken, man verliert an Kraft und Substanz, wird hilflos wie ein Neugeborenes. Ich habe sie gesehen, diese jungen Menschen, keiner älter als zwanzig damals. Und alles Greise, menschliche Wracks, Verrückte, die dahinvegetierten. Da habe ich mir geschworen: ich nicht. So elend gehe ich nicht zugrunde. – Gut, nehmen wir einmal an, es gibt Nachwirkungen. Dann müßte ich mich aber doch daran erinnern, wie und wann ich in solche Situationen komme. Wenn ich Wahrträume hätte – dann bin ich aber noch da, greifbar, verstehst du – und löse mich nicht einfach in Luft auf.«

»Vielleicht löst du dich gar nicht in Luft auf. Vielleicht glaubst du nur, im Bett zu liegen. In Wirklichkeit gehst du durch die Stadt und weißt es nicht. Illusionen, Visionen. Bilder und Gefühle überschwemmen dich, deren dein Geist nicht mehr Herr wird.«

»Ich war im Nachthemd.«

»Dann schlafwandelst du.«

»Das müßte man merken. Ich lebe nicht in einem weltabgeschiedenen Dorf.«

Das Gespräch drehte sich im Kreise, sie kamen zu keinem Ergebnis. Das war ja auch nicht zu erwarten gewesen.

»Laß dich untersuchen! Unternimm schnell etwas! Je früher, desto besser.«

»Genau das habe ich vor, Rita.«

»Hat dich Seinerzeit nicht ein Doktor Shamber behandelt?«

»Genau. Dr. Bruce Shamber. Psychiater. Ich habe schon bei ihm auf der Couch gelegen.« Sie lachte, warf einen Blick auf ihre Uhr. »Ich werde ihn sofort anrufen und um einen Termin bitten. Ich bin sicher, daß er mich umgehend zu sich kommen läßt, wenn ich ihm meine Lage schildere.«

»Sicher.«

Cynthia Moreen frühstückte nicht einmal zu Ende. Sie suchte die Telefonzelle auf, blätterte in dem Telefonbuch nach und wählte eine Nummer. Sie blieb insgesamt fünf Minuten.

Rita Moreen sah ihre Schwester als Silhouette hinter der milchigen Scheibe, wie sie gestikulierte. Sie war sehr quirlig.

Dann kam sie zurück. »Alles klar. Ich kann sofort kommen. Er wird mich sofort drannehmen und mich untersuchen.«

»Shamber scheint eine Schwäche für dich zu haben«, konnte Rita Moreen sich nicht verkneifen zu bemerken.

»Ich bin ein Fall für ihn, Rita. Mehr nicht. Ein interessanter Fall allerdings. Wir haben uns seit sechs Monaten nicht mehr gesehen. Er ist natürlich interessiert daran, zu sehen, was aus mir geworden ist.«

Rita Moreen frühstückte betont langsam und zündete sich in Ruhe eine Zigarette an. Cynthia hatte es mit einem Male sehr eilig. Sie ließ eine Zwanzig-Dollar-Note zurück und bat ihre Schwester zu bezahlen.

Rita Moreen beobachtete Cynthia, wie diese auf den Parkplatz ging und in einen metallicgrünen Lancia stieg. Der reihte sich eine halbe Minute später in den fließenden Verkehr ein und war gleich darauf nicht mehr zu sehen.

Die siebenundzwanzigjährige Schauspielerin, derzeit ohne Engagement, blickte sinnend dem Rauch ihrer Zigarette nach, erhob sich und betrat die Telefonzelle.

Sie wählte eine Nummer, ohne erst im Telefonbuch nachzuschlagen.

Eine melodisch klingende Frauenstimme meldete sich.

»Praxis Dr. Shamber. Guten Tag.«

»Guten Tag. Dr. Shamber bitte.«

»Wen darf ich melden?«

»Rita Moreen.«

Es knackte in der Leitung. Dann die Stimme von Dr. Shamber. Eine ruhige, besonnene Stimme, die einem Mann gehörte, zu dem man auf Anhieb Vertrauen haben mußte.

»Rita?« fragte er überrascht. »Jetzt verstehe ich die Welt nicht mehr. Erst deine Schwester und nun du. Was ist denn jetzt passiert? Bist du aus dem Bett gefallen?«

»Nein. Ich habe mich mit meinem Schwesterchen getroffen. Die Geschichte, die sie mir erzählt hat, gefällt mir. Daraus läßt sich etwas machen.«

»Rita!«

»Hör mir gut zu, Bruce. Sie weiß von nichts, und sie braucht auch nie etwas zu erfahren. Du hast sie damals wieder auf die Beine gestellt, und ich habe dir gesagt, daß dies der größte Unsinn gewesen ist, den du machen konntest.«

»Damals kannte ich dich noch nicht.«

»Eben«, unterbrach sie ihn. »Dafür kennst du mich jetzt um so besser. Cynthia kommt zu dir. Sie wird dir eine tolle Story erzählen. Laß dir etwas einfallen, um sie dazu zu bringen, daß sie Hals über

Kopf abreist. Erzähle ihr etwas von zerrütteten Nerven, über die Unruhe in der Stadt und dergleichen mehr. Wie ich Cynthia kenne, wird sie umgehend ein Ticket buchen, zweieinhalbtausend Kilometer weiter südlich fliegen und unser kleines, familieneigenes Urlaubshaus am Meeresrand aufsuchen, um dort allein ein paar ruhige Tage zu verbringen. Das hat sie früher schon immer getan, wenn sie einmal aus dem Häuschen war und sie die ganze Welt ankotzte.«

»Aber Rita, warum…«

»Ich werde dir alles nachher erklären. Sie wird jeden Augenblick bei dir eintreffen. Du kannst etwas gutmachen, was du damals vermasselt hast. Was Cynthia kann, kann ich schon lange. Ich muß nur beweisen, daß sie keinen Schuß Pulver taugt. Die Möglichkeit, dies meinem Vater vor Augen zu führen, kommt so bald nicht wieder.«

»Rita!« Shambers Stimme klang entsetzt. »Du willst, daß ich mich dafür hergebe…«

»Du wirst dich für gar nichts hergeben, Bruce. Du hast deine Vorteile davon. Mehr, als du ahnst. Du liebst mich doch?«

»Ja.«

»Na, siehst du. Und so soll es auch zwischen uns bleiben. Auch ich liebe dich, Bruce. Und ich werde es dir zeigen, heute abend. Kümmere dich zunächst einmal um Cynthia. Alles andere kommt von selbst. Die arme, kleine Cynthia. Sie ist völlig verrückt, sie weiß es bloß noch nicht. Da müssen wir nur noch ein bißchen nachhelfen, Bruce. Ich weiß auch schon wie…«

*

Dr. Bruce Shamber war ein Mann Ende vierzig, eine sportliche Erscheinung mit einem gewinnenden Äußeren.

Vor drei Jahren geschieden, lebte er als Junggeselle. Cynthia Moreen konnte sich vorstellen, daß es ihm dabei nicht schlecht erging. Bruce Shamber wurde sicherlich nicht nur von seinen Patientinnen verehrt.

Der Psychiater saß in dem angenehm abgedunkelten Raum neben der Couch, auf dem völlig ruhig und entspannt die schlanke, gutaussehende Cynthia lag. Unter dem stramm sitzenden Pulli zeichneten sich ihre festen Brüste ab.

Cynthia Moreen schilderte ihre Erlebnisse, und Bruce Shamber erfragte Einzelheiten.

Cynthia hielt die Augen geschlossen und lauschte der beruhigenden Stimme des Psychiaters.

»Sie fühlen sich sehr müde, Cynthia…«

Ja, das war wahr. Ihre Glieder fühlten sich bleischwer an, und obwohl sie noch einmal den Gedanken faßte, die Augen zu öffnen,

fand sie nicht mehr die Kraft dazu.

»Sie werden jetzt schlafen, Cynthia, aber Sie werden alles hören, was ich Ihnen sage – und Sie werden es behalten. Wiederholen Sie meine Worte.«

»Ich werde jetzt schlafen«, sprach sie mit monotoner Stimme. »Ich werde alles hören, was Sie sagen und es behalten.«

»Ja, so ist es gut.«

Der dunkelhaarige Mann mit der goldeingefaßten Brille lehnte sich zurück.

Cynthia Moreen lag nun, nach ihrem ausführlichen Bericht in hypnotischem Schlaf. Ihr Bewußtsein war ausgeschaltet, in ihr Unterbewußtsein aber trug er all das vor, was sie tun sollte.

»Ihre Familie besitzt ein kleines Haus auf den Ten Thousand Island in Florida, Cynthia. Is das richtig?«

»Ja.«

»Sie fühlen sich sehr abgespannt und nervös. Sie schlafen seit einiger Zeit schlecht und werden von Träumen geplagt, die Sie auch tagsüber nicht loslassen. Sie sind krank, Cynthia. Ich versuche Ihnen zu helfen.«

Das Gesicht des jungen Mädchens wirkte bleich und zart wie zerbrechliches Porzellan. Sie atmete kaum merklich.

»Haben Sie eine Erklärung für Ihre Träume, Cynthia?«

»Nein. Es sind auch keine Träume, Doktor. Ich bin wirklich in jenem Land, von dem ich erzähle. Meine Schwester Rita, ich glaube, Sie kennen sie nicht…«

»Nein, ich kenne sie nicht.«

»Sie ist sehr nett zu mir. Bevor ich zu Ihnen gekommen bin, habe ich mich mit ihr getroffen. Ich habe ihr alles geschildert. Rita hat mich nämlich gesehen, das heißt natürlich: sie hat mich nicht gesehen. Weil ich nicht dagewesen bin, obwohl ich doch in meinem Bett gelegen habe, verstehen Sie, Doktor?«

»Ja, ich verstehe Sie.« Er ging nur scheinbar auf sie ein. Diese Sitzung stand diesmal unter einem ganz anderen Aspekt. Damals hatte er Cynthia Moreen wegen ihrer Sucht in Hypnose versetzt. Diesmal ging es um den Wunsch seiner Geliebten. Er ahnte, was dahintersteckte. Es war ihm nicht wohl in seiner Haut. Er wurde zum Handlanger in einem Spiel, das er noch nicht bis zu seiner letzten Konsequenz durchschaute. Als er sich aber dazu entschloß, den ersten Schritt zu tun, war es zu spät, noch an Umkehr zu denken.

»Als ich von dem Haus in Florida, sprach, Cynthia«, fuhr er fort, »habe ich an Sie gedacht, an Ihre Erholung.«

»Aber – aber brauche ich denn Erholung?«

»Ja. Sie sind erschöpft. In der letzten Zeit ist zuviel auf sie eingestürmt. Sie haben sich übernommen, sie brauchen dringend

Ruhe. Sie müssen weg aus der Stadt. Sie haben mir einmal davon erzählt, daß Sie als junges Mädchen sehr oft auf den Ten Thousand Islands gewesen sind.«

»Ja, das stimmt. Sehr oft und sehr gerne.«

»Na, sehen Sie. Wenn Sie sich dort stets wohl gefühlt haben, Cynthia, werden sie sich auch jetzt dort wohl fühlen. Die Stadt und die Wohnung, in der Sie sich zur Zeit aufhalten, ist nichts für Sie.«

»Was wissen Sie von meiner Wohnung, Doktor?«

»Sie wohnen noch nicht sehr lange dort, nicht wahr?« fragte er zurück, ohne ihr eine Antwort zu geben.

»Nein.«

»Wie lange erst?«

»Seit drei Monaten.«

»Es ist ein altes Haus?«

»Es kommt ganz darauf an, was Sie unter alt verstehen, Doktor.« Sie unterhielt sich ganz ruhig mit ihm im Zustand der Hypnose. Sie würde sich nachher daran nicht mehr erinnern können. Nur das, was wichtig für sie war, würde in ihrem Unterbewußtsein haften bleiben.

»Zehn Jahre, soviel mir bekannt ist. Damals wurden die Apartmenthäuser in jenem Stadtviertel errichtet. Die Wohnungen waren schon bezogen. Sie haben Ihre Wohnung von wem übernommen, Cynthia?«

»Von einer Frau namens Jennifer Amos.«

Er nickte bedächtig. »Wissen Sie, wer diese Jennifer Amos war?«

»Nein, nicht genau. Eine alte, kranke Frau. Sehr vermögend. Ich habe einen Teil ihrer Möbel übernommen. Kostbares Mobiliar.«

»Sie hätten es nicht tun sollen, Cynthia«, sagte er leise, aber mit einer gewissen Schärfe in der Stimme.

»Wie soll ich das verstehen, Doc?«

»Diese Jennifer Amos – hat sich mit okkulten Riten und Hexerei befaßt. Haben Sie nie davon gelesen?«

»Nein. Heutzutage findet man zwar oft Berichte in den Zeitungen, daß heimlich Schwarze Messen zelebriert werden und daß Einzelgänger sich mit Magie und Hexerei beschäftigen. Ich nehme das nicht ernst. Ich halte das für einen verrückten Modegag. Gestern war es Rauschgift, heute sind es Geistererscheinungen. Es muß ständig etwas anderes sein. Wahrscheinlich würde es sonst auf der Welt zu langweilig.«

»Sie sagen, Sie nehmen das Ganze nicht ernst. Ich glaube, Sie denken falsch darüber, Cynthia. Jennifer Amos – war das, was man allgemein eine Hexe nennt.«

Cynthia Moreen schluckte. Ihre Augenlider zuckten. Man sah ihr an, daß sie etwas fragen wollte. Aber dem kam Dr. Shamber zuvor.

»Sie haben gar keine Fragen. Cynthia. Es ist alles klar für Sie.«

Da entspannten sich die Züge der jungen Millionärstochter wieder.

»Jennifer Amos hat geheimnisvolle Beschwörungen gesprochen, seltsame Tränke und Mixturen gebraut. Man erzählt sich, daß sie aus der Ferne Menschen heilen, aber auch töten konnte. Jennifer Amos war eine Hexe, Cynthia. Die Gedanken, die in den Räumen gedacht, die Sie jetzt bewohnen, die Taten, die dort vollbracht wurden, schlagen jetzt auf Sie zurück. Sie halten sich zu oft in dieser Wohnung auf. Das Gefühl von Beklemmung und Angst... Sie spüren es doch gerade in der letzten. Zeit besonders intensiv, nicht wahr?«

»Ja, Doktor, das stimmt.«

»Die Gedanken der alten Jennifer Amos leben weiter in diesen Räumen, in den alten Möbeln, Cynthia. Der Zustand, den Sie mir geschildert haben, spricht eindeutig dafür, daß eine seelisch-geistige Veränderung in Ihnen vorgeht. Sie sehen schreckliche Bilder, hören Stimmen und Geräusche, sind Ängsten und Depressionen ausgesetzt und finden sich wieder in einer Landschaft, die Sie aufs höchste entsetzt. Sie sehen gewaltige Felstore sich öffnen. Ein Symbol dafür, daß Sie irgend etwas aufstoßen wollen, daß Sie nach Befreiung suchen. Etwas greift nach Ihnen, will sich Ihrer Seele bemächtigen. Es sind die Gedanken der alten Jennifer Amos, Cynthia. Die Wohnung ist verhext. Nacht für Nacht kehren die Geister wieder, Nacht für Nacht wird es schlimmer. Sie glauben, ersticken zu müssen...« Er sprach beschwörend, sie bedrängend.

»Ja, es stimmt!« Schweiß perlte auf ihrer glatten Stirn. Ihre Unterlippe zuckte.

»Die Decke scheint auf sie herabzukommen. Dieser Alpdruck, Cynthia, wird nur durch das Böse, das in den Räumen lauert, ausgelöst. Sie müssen weg von dort, glauben Sie mir das. Verlassen sie die Wohnung, kehren Sie diesem Haus und der Stadt den Rücken. Suchen Sie das, Ferienhaus am Meer auf! Dort werden Sie Ruhe, Entspannung und Schlaf finden. Einen Schlaf ohne Alpträume! Hören Sie mir jetzt genau zu! Ich werde bis drei zählen. Danach werden sie aufwachen und sich sehr wohl fühlen. Nachdem Sie meine Praxis verlassen haben, spüren Sie den Wunsch in sich, eine Flugkarte zu buchen und nach Miami zu fliegen. Dort werden Sie alles besorgen, was Sie für ein paar Tage brauchen, ohne das Haus verlassen zu müssen. Tun Sie, was ich Ihnen befohlen habe! Eins... zwei... drei.«

Cynthia Moreen schlug die Augen auf.

Sie war sofort hellwach.

»Wie fühlen Sie sich Cynthia?« fragte der Psychiater freundlich lächelnd.

»Ausgezeichnet, Doc. Die Sitzungen bei Ihnen bekommen mir jedesmal sehr gut.«

Sie plauderten noch über belanglose Dinge, und Cynthia wollte

wissen, wann sie wiederkommen sollte.

»Sie werden es selbst merken«, lautete Shambers Erwiderung. »Ich möchte keinen festen Termin mit Ihnen vereinbaren. Ich glaube, daß Ihre Träume… diese Zustände«, berichtigte er sich schnell, »nicht wieder auftreten werden.«

Sie atmete tief durch. »Ich wollte, daß Sie recht behalten, Doc.«

*

Der Himmel war blaßblau, die Luft war kalt.

Zweieinhalbtausend Kilometer weiter südlich herrschte ewiger Sommer.

Florida. Das Paradies für die Nichtstuer und Besitzenden.

Auch die Moreens hatten dort ein kleines Haus. Der richtige Ort, um alles zu vergessen, niemanden zu sehen, keine Autos zu riechen und ein paar Tage lang in der Wildnis zu leben.

Danach sehnte sich Cynthia plötzlich.

Sofort faßte sie ihren Entschluß. Sie rief von der nächsten Telefonzelle aus ihren Vater an, sagte, daß sie dringend ein paar Tage ausspannen wolle in dem kleinen Ferienhaus in Florida auf den sogenannten Ten Thousand Islands.

Ein Flugticket bestellte sie ebenfalls telefonisch für die Maschine elf Uhr dreißig. Zwei Stunden später würde sie in Miami landen.

Diese Zeit reichte gerade noch, um Koffer zu packen und einige Besorgungen zu machen.

Sie summte leise einen Schlager vor sich hin und freute sich richtig auf die Reise.

Die Wohnung mit den alten Möbeln, die sie so sehr liebte, kam ihr mit einem Male trist und grau vor. Beklemmung kam mit dem Wunsch, so bald wie möglich auf den Ten Thousand Island zu sein. Sie sehnte sich förmlich nach diesem Fleck Erde und konnte es kaum erwarten, dort einzutreffen.

Es würde herrlich werden.

Punkt elf Uhr dreißig hob die Maschine ab, stieg hinauf in den blaßblauen Winterhimmel und trug Cynthia Moreen und einhundertelf weitere Passagiere in eine wärmere Zone.

Viele Besucher des Flughafens beobachteten die startende Maschine, deren silberner Metall-Leib am Himmel blinkte.

Unter den Beobachtern befand sich auch eine junge Frau in einem eleganten, modisch geschnittenen Kostüm.

Sie trug eine Sonnenbrille mit großen, runden Gläsern. Um ihre schön geschwungenen Lippen spielte, ein Lächeln.

Diese Frau war Rita Moreen.

Sie hatte den Abflug ihrer Schwester in allen Einzelheiten

beobachtet.

Bruce hatte gute Arbeit geleistet. Nun hieß es am Ball bleiben.

Sie betrat kurze Zeit später eine der Telefonzellen und rief noch einmal Dr. Bruce Shamber an.

»Vielen Dank, Bruce«, sagte sie fröhlich. »Du hast hervorragend gespurt.«

»Willst du mir jetzt endlich sagen…«

»Jetzt nicht. Dazu brauche ich Zeit. Die haben wir auf dem Weg nach Miami. Ich weiß, daß du in diesem Jahr noch keine Zeit hattest, Urlaub zu machen. Ich schlage dir ein verlängertes Wochenende im Urlaubsparadies von Florida vor. Hm, wie steht es damit? Verlockendes Angebot, nicht wahr? Mach den Laden dicht, Bruce. Die meisten deiner Patientinnen können gut gerne mal für zwei oder drei Tage auf dich verzichten. Meistens sind es doch nur sich langweilende Ehefrauen oder reiche Witwen, die es schick finden, sich von einem Psychiater behandeln zu lassen. Ich erwarte dich hier auf dem Flughafen, im Restaurant. Um die Tickets brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Die habe ich bereits reserviert. Unsere Maschine fliegt in zweieinhalb Stunden. Du hast genügend Zeit, dich noch fertig zu machen und einen Zettel auf dein Praxisschild zu kleben mit der Aufschrift: ›Vorübergehend geschlossen‹.«

*

Zwei Männer waren in der Sagenwelt der Vergangenheit unterwegs.

Der eine hieß Varok und war ein Krieger aus dem Land der Blühenden Gärten, wie er zu berichten wußte. Er war ein Kind dieser Zeit.

Der andere hieß Kaphoon. Er wußte nicht, woher er kam, konnte nur angeben, daß er schon immer unterwegs war und die bösen Mächte, die diese Welt auslöschen wollten, suchte.

Kaphoon wußte nur, daß er von weit her kam. Daß dieses »weither« mit Raum und Zeit zu tun hatte, war ihm entfallen.

Varok konnte nicht ahnen, daß der Mann, der mit ihm durch die zerklüftete Bergwelt ritt, der mit ihm rastete, mit ihm plauderte, in Wirklichkeit aus der Welt des zwanzigsten Jahrhunderts stammte.

Hellmark kam, wenn man die derzeitige Zeitrechnung zugrunde legte, aus dem zwanzigsten Jahrhundert, während Varok bereits vor vierzehntausend Jahre gelebt hatte.

Die geheimnisvolle Brücke zwischen Raum und Zeit war überbrückbar, und Materie konnte zu Energie werden.

Varok und Hellmark waren seit den frühen Morgenstunden unterwegs. Der Wunderhengst Yümaho zeigte keine Spuren von

Erschöpfung, sie hatten beide Gelegenheit, die einmaligen Qualitäten dieses prächtigen Tieres zu bewundern. Yümaho kam erstaunlich gut und schnell in dem schwierigen, unzugänglichen Gelände voran, schneller, als Varok zunächst angenommen hatte.

Um die Mittagszeit, als die Sonne senkrecht am Himmel stand, legten sie eine neue Pause ein. In der Nähe einer klar aus dem Felsen sprudelnden Quelle fanden sie einen freundlichen Platz mit Moos und Gras und kleinen Büschen.

Yümaho hatte sie hierhergeführt.

Er war – viele Meilen zurück – plötzlich nicht mehr dazu zu bewegen gewesen, den direkten Weg in das Felsmeer zu gehen. Varok hatte zunächst Druck auf Yümaho ausgeübt, doch vergebens.

Yümaho hielt zwar die Himmelsrichtung, machte aber offensichtlich einen Umweg. Nun zeigte sich, daß das in Freiheit aufgewachsene Tier instinktiv den richtigen Weg gewählt hatte. Nach einem zunächst schwierigeren Pfad hatte sich die Landschaft vor ihnen plötzlich verändert, war sanfter geworden. Sie bewegten sich von nun an offensichtlich auf einem Felsplateau, dessen Größe sie nicht übersehen konnten, und das weit vor ihnen auf dunkle Bergspitzen zulief.

Hier auf diesem Plateau, von dem aus sie einen herrlichen Blick in die Weite einer unwirklichen Landschaft hatten, die hügelreich war und bis in die Unendlichkeit zu reichen schien, fanden sie einen Rastplatz, wie sie ihn besser nicht hätten ausmachen können.

Björn Hellmark stand am Rand des Plateaus. Ein kühler Wind streifte sein erhitztes Gesicht, fuhr durch seine Haare. Die klaren, blauen Augen des Deutschen waren in die Ferne gerichtet. Ein magisches Glühen lag über den Hügeln und zerklüfteten Massiven, ein violett-blauer Dunst, der auch tagsüber, unter dem Licht der Sonne, nicht weichen wollte. Etwas Verzaubertes, Urwelthaftes haftete der Landschaft an.

Je länger Hellmark seinen Blick im die Ferne streifen ließ, und sich seiner eigenen Winzigkeit in diesem kolossalen Gebilde der Natur bewußt wurde, desto klarer schälten sich ihm auch die Formen aus dem Dunst. Er glaubte, in den dunkelvioletten und braunschwarzen Hügeln und Felsen plötzlich richtige Formen zu erkennen. Der eine Berg erinnerte an einen Turm. Rund und steil stieg er in die Höhe und war oben abgeflacht. Ein anderer Hügel hatte die Form eines Sattels. Ein dritter erinnerte an einen Sockel, der in einen vulkanischen Kegel auslief.

In der Ferne lag ein riesiger See. Schlanke Bäume standen an seinen Ufern und ragten wie exotische Gewächse in den Himmel.

Hellmark ging zu der Quelle zurück. Das Wasser erfrischte und schmeckte gut.

Von Varok lernte er während des Rittes durch die bizarre, fremdartige Bergwelt der Insel, worauf man achten mußte, um Wasserstellen und Nahrung ausfindig zu machen. Sehr viele Bäume trugen Früchte. Die meisten von ihnen waren genießbar. Bestimmte Felsformationen ließen den Schluß zu, daß es dort Wasserstellen gab, wenn man sie anbohren oder aufschlagen konnte. Es gab zahlreiche brüchige Stellen in dem harten Gestein, so daß eine solche Möglichkeit nicht selten war.

Björn Hellmark lernte auch wie man sich Tiere, deren Fleisch genießbar war, ohne Waffe fing. Es gab bestimmte Blätter und Früchte, die man auslegen mußte. Der Geruch, der von menschlichen Nasen nicht wahrnehmbar war, lockte die Beute an. Die Substanzen, die nach dem Pflücken dieser Blätter und Früchte bereitet wurden, betäubten sehr oft das angelockte Tier. Es wurde in der Tat eine leichte Beute, nach der man nur noch greifen mußte.

All diese Tricks schärfte Hellmark sich ein. Dabei machte er eine erstaunliche Feststellung: Manches, so schien ihm, hatte er irgendwo schon einmal gehört oder selbst erlebt. In der Tiefe seiner Erinnerung tauchte etwas auf, was ihm sagte, daß er diese oder jene Fertigkeit erworben hatte.

Hatte er instinktiv das Richtige getan – oder waren in seinem Bewußtsein Erinnerungen gespeichert, die aus einem anderen, früheren Dasein stammten?

Die Gespräche mit Varok wurden immer gelöster, und nach noch nicht einmal einem Tag war es den beiden Männern, als wären sie wie zwei Freunde seit langem unterwegs.

Sie setzten nach kurzer Rast ihren Weg über das Plateau fort.

Nach mehr als zwei Stunden erreichten sie einen Felsbezirk, der düsterer war als die Felsenwüste, die sie hinter sich gebracht hatten.

Bis zum späten Nachmittag gerieten sie immer tiefer in das Labyrinth der zyklopenhaften Felsblöcke, die an aufgeschichtete Türme erinnerten. Es gab gigantische Brücken, die sich über Straßen und Wege spannten. Dies alles war so massig, daß man an eine zerfallende riesige Stadt erinnert wurde, in der irgendwann einmal in grauer Vorzeit Riesen gelebt haben konnten.

Die wild ineinandergeschachtelten Würfel und Quadern, die hervorstehenden Säulen und Mauern widersprachen jedem bekannten Baustil und jeder Ästhetik. Die Anordnung der Kästen und spitzen Winkel bildeten Labyrinthe und waren abgrundhäßlich.

Der Himmel über diesem Teil der Bergwelt war bleiern. Eine unheimliche Stille lastete über dem Ort, an dem einen das Gefühl beschlich, als ob sich jeden Augenblick etwas Grauenvolles ereignen müßte.

Minutenlang verharrten die beiden Männer.

»Das Reich der Schatten. Hier sind die legendären Ausläufer der zyklopischen Stadt, von der in der Legende berichtet wird.« Varok sprach leise, als fürchte er, ein lautes Wort könne die Geister und Schrecken einer vergangenen Zeit wecken.

Björn Hellmark alias Kaphoon hielt den Atem an.

Ihn fröstelte. »Furchtbar«, flüsterte er. Das düstere Labyrinth, die bizarren, aus einem dunklen Fels errichteten Gebäude, bargen irgend etwas, was sie bedrohte. Sie lauschten. Der Wind pfiff klagend durch die Winkel, durch Risse und Spalten, durch offene Tordurchlässe, Bogengänge und Ruinen.

Die dämonische Atmosphäre war so bedrückend, daß sie beide glaubten, körperliche Schmerzen zu empfinden.

»Wie heißt diese Stadt, Varok?« wollte Hellmark wissen.

»Ich weiß es nicht. Sie hat keinen Namen. Man nennt sie nur die Stadt der Schatten.«

Das Reich der Schatten – die Stadt der Schatten – Cynthia hatte vom Schattenfürst gesprochen… wie paßte dies alles zusammen?

Die Stücke paßten ineinander – aber es war trotz allem keine Form zu erkennen.

Die geheimnisvollen Schatten, von denen er zum erstenmal in einem Vorort Xantilons gehört hatte, griffen abermals nach ihm. Wie ein geheimnisvoller Faden zog sich die Geschichte eines gefährlichen Volkes durch die Abenteuer, die er bisher in der Vergangenheit erlebt hatte. Die Spuren der Schatten existierten überall, und doch waren sie nicht greifbar.

Sie stiegen vom Pferd. Yümaho trabte neben Varok her. Seine Ohren befanden sich in ständiger Bewegung, als lausche er auf die mannigfachen gespenstischen Geräusche, die der Wind in den zerklüfteten grau-schwarzen Bauwerken erzeugte.

Yümahos Nüstern waren gebläht. Er reckte den Kopf. In seinen dunklen Augen spiegelten sich die furchteinflößenden Gebäude, die bis zum Horizont und darüber hinausreichten.

Hellmark ging langsam den steinigen Pfad. Ihm fiel ein: Vor Stunden, als sie an der Quelle rasteten, zeigte sich das unendliche Plateau ganz anders, als sie es jetzt sahen. Da war nichts von den bizarren Silhouetten der Gigantenstadt zu erkennen gewesen.

War dies alles nicht wirklich? Narrten sie ihre Sinne? Waren dies Halluzinationen?

Diese Frage gingen dem Deutschen durch den Kopf, als er sich entschlossen einem bizarren Mauerwerk näherte, das wie ein verzogenes, nach links gerichtetes S aus dem Boden ragte. Verschachtelt und ineinander gekeilt war aus Quadern und Würfeln ein Titanengebilde entstanden, das wie eine drei- bis vierhundert Meter hohe, moderne künstlerische Statue wirkte, von der kein

Mensch wußte, was sie darstellen sollte.

Er legte seine Hand auf das Gestein, vorsichtig, als fürchte er durch seine Berührung ein Ungetüm zu wecken.

Der Untergrund fühlte sich kühl und rauh an. Die rissige Oberfläche war wie ein saugender Pelz, der seine Hand anzog. Schwer nur konnte er sie wieder abheben.

Schwarze Schatten lagen hart über der steinigen Straße, die mindestens eine halbe Meile breit war.

Brücken und Säulen ragten über die Straße hinweg, bohrten sich in verschiedene Gebäude hinein und verbanden die furchteinflößenden Bauwerke miteinander.

Der Wind zerrte in seinen Haaren. Die zerfetzte Kleidung, die er am Leibe trug, knatterte wie eine Fahne.

Björn näherte sich einer scharfkantigen Säule, die so verdreht, so verkantet war, daß man nicht sagen konnte, ob sie spiralförmig gewunden oder aus mehreren verschieden geformten Säulen zusammengesteckt war.

Das Gebilde türmte sich gut zweihundert Meter vor ihm in den bleiernen Himmel. Er kam sich winzig und verloren vor.

Waren es wirklich Felstrümmer oder Kunstwerke?

Dunkle Schatten auf dem grauschwarzen Untergrund der ineinandergekeilten Kästen wirkten wie Türen oder Fenster. Sie waren so gewaltig, daß ein normales Wohnhaus hineingepaßt hätte. Sie lagen sehr weit über dem Boden.

Hellmark tastete auch die häßliche, himmelstürmende Säule ab.

Alles wies darauf hin, daß hier irgendwann einmal jemand gelebt hatte. Es mußte noch andere Spuren dieser vergangenen Kultur geben. Möglicherweise stieß er auf einige, wenn er in eines der zyklopenhafte Gebäude eindrang.

Der Wind pfiff über ihn hinweg. Hellmark dachte noch, daß die Bö besonders heftig durch die gewaltigen freien Räume zwischen den titanenhaften Gebäuden fauchte.

Er erhielt einen Stoß in den Rücken und flog nach vorn.

»Kaphoon. Vorsicht!«

Er vernahm die warnende Stimme seines Begleiters noch. Wie aus einer endlosen Ferne wurde sie zu ihm herangetragen. Der Wind riß dem Krieger Varok die Worte von den Lippen und übertönte sie mit Heulen und Brausen.

Instinktiv wollte Björn sich noch zur Seite werfen. Aber das schaffte er nicht mehr. Der Sog war stärker.

Die grau-schwarze, rauhe Wand des kastenartigen Aufsatzes der verkanteten Säule kam auf ihn zu.

Ein dunkles riesiges Viereck stand plötzlich vor ihm.

Ein Toreingang, ein Fenster?

Er konnte nicht mehr darüber nachdenken. Es ging alles zu schnell.

Er tauchte ein in den Schatten und verschwand, als hätte es ihn nie gegeben.

*

Cynthia Moreen war mit sich und der Welt zufrieden. Sie beglückwünschte sich zu der Entscheidung, die sie getroffen hatte.

Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Miami machte sie einen kleinen Bummel durch die sonnenverwöhnte Stadt. Viele Touristen belebten das Straßenbild. Die Eissalons und Restaurants hatten Hochbetrieb. Bunte Fahnen flatterten an buntlackierten Stangen, in den Souvenir-Shops wechselten Dollars ihre Besitzer.

Cynthia gab mehr aus, als sie eigentlich wollte. Sie versah sich mit frischen Lebensmitteln, kaufte sehr viele Konserven, einige Dosen Cola und Zigaretten ein, besorgte sich neue Magazine und flog gegen siebzehn Uhr erst mit einer kleinen Maschine einer privaten Luftverkehrsgesellschaft weiter, die dafür zuständig war, Passagiere zu den Ten Thousand Islands zu bringen.

Bei der Maschine handelte es sich um ein Wasserflugzeug. Das verteuerte die ganze Reise zwar, aber darauf kam es ihr nicht an. Sie hatte in Miami mehr Zeit vertrödelt, als sie eigentlich aufwenden wollte. Obwohl es ihr in Miami und am Beach, wohin sie ebenfalls einen Trip machte, gefallen hatte, störte sie der Lärm, der Betrieb, die Menschen. Der Wunsch allein zu sein, hatte sich gerade dort noch einmal besonders bemerkbar gemacht.

Aber bald lag die Zivilisation hinter ihr. Einsamer wie sie es hatte, konnte man es sich nicht wünschen.

Die Insel, die ihr Vater bereits vor fünfzehn Jahren gekauft hatte, war ohne jegliche Landverbindung. Man konnte sie nur mit dem Wasserflugzeug oder mit einem Boot von der Kleinstadt Chokoloskee aus erreichen.

Auf der Insel, die rund zwanzig Quadratmeilen Land umfaßte, stand ein einziges Haus, errichtet aus dem Holz der Stämme, die in den dichten Wäldern dort wuchsen.

Es existierte dort kein elektrisches Licht und kein Telefon, es gab kein Fernsehgerät und kein Radio.

John D. Moreen hatte bewußt alles so einfach wie möglich herrichten lassen, was die moderne Technik betraf. Er wollte einen Kontrast zu seinem Leben in der Stadt haben, wo Technik ihn erdrückte. Wenn erst einmal Elektrizität auf der Insel lag, würden auch Telefon, Radiogerät und Fernsehapparat nachfolgen.

Nun, durch batteriebetriebene Geräte konnte man sich auch behelfen. Aber es war ein ungeschriebenes Gesetz bei den Moreens,

daß auch dies nicht erlaubt war. Das einzige, was Moreen sich als zivilisatorischen Luxus gönnte, war eine mit starken Batterien betriebene Musikanlage. Die Schallplatten – Stücke aus allen Bereichen der Musik – waren sein ganzer Stolz. Cynthia hatte diese Liebe für die Musik geerbt. Sie bevorzugte keine besondere Richtung. Sie mochte alles gern und wählte ihre Platten nach Stimmung und Laune aus.

Das Flugzeug wasserte nahe am Ufer. Der Pilot steuerte die Maschine so geschickt an den Inselrand, daß Cynthia bequem den Landesteg betreten konnte.

Minuten später winkte sie dem Piloten noch einmal zu, der die Maschine Wendete, Gas gab und das Flugzeug mit wachsender Geschwindigkeit über das Wasser jagte, bis es die Nase hob und an Höhe gewann.

Das Brummen des Flugzeugmotors war noch eine Zeitlang zu hören.

Dann endlose Stille. Die Stille der Natur, die durch das Quaken der Frösche, das Zwitschern der Vögel und das Surren der Insekten belebt wurde.

Cynthia atmete tief durch.

Allein. Endlich.

Ein Boot lag, mit einer Plastikplane abgedeckt, vertäut am Ufer, versteckt zwischen wirrem Gestrüpp, das während der letzten Monate nachgewachsen war. Bis vor einem halben Jahr war die Insel regelmäßig von einem Gärtner angefahren und versorgt worden. Dieser Mann war bei einem Autounfall ums Leben gekommen. John D. Moreen, mit seinen Geschäften und der Nachfolge für sein Unternehmen vollkommen ausgefüllt, hatte noch keine Zeit gefunden, sich um einen Nachfolger zu bemühen, obwohl er gerade in Chokoloskee viele Interessenten gefunden hätte.

Cynthia Moreen nahm ihre Tüten und den Koffer auf und entfernte sich vom Ufer. Unter dem dichten Blätterdach der uralten Bäume empfing sie eine angenehme Kühle.

Das Haus lag etwa einhundert Meter vom Strand entfernt.

Sie sprachen in der Familie immer von einem kleinen Haus. Aber das war es keineswegs. Das Haus hatte zwölf Zimmer, war einstockig und hatte kleine Erker, eine hölzerne Terrasse, überdacht, eine Balustrade und ein wunderschönes Fachwerk.

Viele sauber angelegte Wege führten in den dichten Wald der Insel, die ein einziger, großer Park war. Hier lebten und nisteten sämtliche Vogelarten, hier gab es versteckte Tümpel und Teiche, und Bänke luden zum Sitzen ein.

In seinen besten Zeiten hatte John D. Moreen zwei- bis dreihundert Gäste hier auf der Insel bewirtet und rauschende Sommernachtsfeste

gefeiert. Die meisten Gäste waren mit eigenen Yachten eingetroffen. Andere ließen sich von privaten Fähren, die von Chokoloskee aus ablegten, hierherbringen und brachten ganze Zeltausrüstungen mit. In den zwölf Zimmern konnte man eine Reihe der Gäste unterbringen, andere schliefen in den Kabinen ihrer Yachten, dritte wiederum bauten ihre Zelte auf, so daß die Insel zeitweise einem Heerlager glich.

John D. Moreen liebte Feste und viele Gäste um sich herum. In der Rolle des Gastgebers fühlte er sich wohl. Sein sich verschlechternder Gesundheitszustand machte dem ein Ende.

Alle Fensterläden waren verschlossen, ebenso die Tür.

Die Schlüssel hatte Cynthia dabei. Die massive Holztür schwang leise knarrend nach innen.

Rundum Dämmerung.

Sie öffnete erst einmal alle Fenster, ließ die abgestandene Luft hinaus. Sämtliche Möbel im ganzen Haus waren mit Tüchern abgedeckt. Cynthia begann unmittelbar nach ihrer Ankunft damit, sie wegzuräumen, Staub zu wischen, und alles so herzurichten, wie sie es gerne wollte. Eigentlich hätten ihr zwei oder drei Räume genügt: die Küche, das Kaminzimmer, mit Blick auf die Holzterrasse und die Bucht, ein Schlafraum. Aber sie konnte es nicht ausstehen, wenn die anderen Räume verschlossen und die Möbel zugedeckt waren. Solange sie hier war, wollte sie jeden Raum betreten können, ohne das Gefühl zu haben, in eine Rumpelkammer zu geraten.

Sie arbeitete flott, um vom Fleck zu kommen.

Als sie mit der Arbeit fertig war, sank bereits die Sonne.

Cynthia genoß diesen ersten Sonnenuntergang auf der Insel. Sie saß in dem ausladenden, bequemen Korbsessel draußen auf der Terrasse und blickte hinaus auf das spiegelglatte Wasser über den tieffliegende Vögel ihre Bahn zogen und wie zum Leben erwachte Scherenschnitte gegen den Glutball der Sonne wirkten.

Die Frösche quakten lauter als zuvor. Aus der Tiefe des parkähnlichen Waldes erscholl aus ebenso zahlreichen Froschkehlen Antwort.

Am ufernahen Rand glitt eine Wildentenfamilie vorüber, verschwand in dem wildwuchernden Unterholz, das geheimnisvolle Gänge und Wege für kleinere Tiere eröffnete.

Cynthia trank einen eisgekühlten Gin-Fizz und streckte die Beine weit von sich.

In Miami hatte sie etwas gegessen, so daß sie keinen Appetit darauf verspürte, sich jetzt etwas zu kochen.

Sie zündete sich eine Zigarette an und blickte sinnierend den sich kringelnden und kräuselnden Rauchwolken nach.

Hier in dieser Abgeschiedenheit war sie allein mit ihren Gedanken

und Problemen, nichts und niemand lenkte sie ab. Wenn es wirklich stimmte, daß alles, was sie erlebt zu haben glaubte, nur eine Folge von Übernervosität und Übererregbarkeit war, unter der sie seit geraumer Zeit stand, dann mußte es sich hier ja herausstellen.

Aber seltsam: Sosehr sie sich auch bemühte, die Dinge mit den Augen von Dr. Shamber zu sehen, es wollte ihr diesmal nicht gelingen, ihm recht zu geben.

Sie fühlte, daß alles ganz anders war. Aber sie konnte es nicht begründen. Für einen Außenstehenden mußte das, was sie von sich gab und behauptete, wie der reinste Irrsinn klingen.

Nun, in dieser Nacht würde sich erweisen, ob es richtig und gut gewesen war, einen Ortswechsel vorzunehmen.

Es war die sechste Nacht, in der sie abermals von dem geheimnisvollen Wächter der sieben Felsentore empfanden werden sollte.

Würde der rätselhafte Traum hier auf dieser einsamen Insel, mehr als zweitausend Kilometer von ihrer Heimatstadt entfernt, sich fortsetzen?

Würde sie im Schlaf abermals die Grenzen dieser Welt überschreiten und einen Ort aufsuchen, vor dem ihr graute und der sie doch auf so geheimnisvolle Weise anzog?

Diesmal wollte sie Fragen stellen. Sie legte sich in Gedanken diese Fragen schon zurecht. Und diesmal wollte sie auch etwas mitbringen. Etwas, womit sie andere überzeugen konnte, etwas, das mehr wert war als ausführliche Schilderungen und Beschreibungen. Schon vor der fünften Nacht hatte, sie sich vorgenommen, etwas mitzubringen. Sie erinnerte sich ganz deutlich daran. Aber im entscheidenden Augenblick hatte sie es doch vergessen.

Sie verschloß Fenster und Türen und nahm aus dem Waffenzimmer ihres Vaters eine Flinte von der Wand, die sie lud.

John D. Moreen war ein Waffennarr. Hier auf der Insel hatte er einige sehr alte schöne Winchester und Doppelläufer zusammengetragen. Diese Waffen sahen nicht nur dekorativ aus, sie erfüllten auch einen Zweck.

Zwar war noch nie etwas vorgefallen, aber man konnte nie wissen, ob nicht doch einmal jemand auf die Insel kam, der hier nichts zu suchen hatte. Das Eigentum anderer wurde weniger denn je geachtet.

Cynthia Moreen stieg über die leise knarrenden Treppenstufen nach oben und suchte ihren Schlafraum auf. Weit geöffnet ließ sie das Fenster.

Es war neun Uhr, als sie aus dem Baderaum zurückkehrte und ihr Bett aufsuchte.

Sie löschte das Licht und lauschte in die beginnende Nacht. Ruhe und Frieden umgaben sie.

Der heutige Tag hatte so viel Inhalt, so viel Arbeit gebracht, daß sie sich müder fühlte als für gewöhnlich.

Sie lag nackt unter einer dünnen Decke und dachte noch über verschiedenes nach. Sie kam zu keinem rechten Ergebnis. Die Augen fielen ihr zu. Ohne Übergang kam der Schlaf…

*

… und mit ihm die andere Welt.

Sie dachte noch darüber nach, ob sie eigentlich schlafen gegangen war, ob sie jetzt tatsächlich in ihrem Bett lag – als sich das windige Plateau mit der düsteren Umgebung und den gewaltigen Felsentoren schon vor ihr ausbreitete.

Der große Mann mit dem schwarzgrauen Gesicht, den tiefliegenden Augen und der düsteren Uniform, kam von der Seite her auf sie zu. Sie erblickte nur seinen Schatten, der groß und verzerrt neben ihr aufstieg, als würde sich hinter ihnen ein riesiges, flackerndes Gestirn befinden, das ihre Schattenrisse an die Felswand warf.

»Ich wußte, daß du wiederkommen würdest«, vernahm sie die dunkle, unheimlich klingende Stimme, als fiele es dem anderen schwer, menschliche Laute zu formen.

»Warum bin ich wiedergekommen?«

»Um das sechste Tor zu öffnen.«

»Wie gelange ich hierher?« Sie fragte mit klarer, deutlicher Stimme, riß sich zusammen, um den Faden nicht zu verlieren, um sich ja nichts entgehen zu lassen.

»Du kommst einfach.«

»Aber – wie mache ich das? Ich träumte doch, nicht wahr? Dies ist ein Traum.«

»Nein, es ist kein Traum. Wir leben wirklich hier. Wir sind so lebendig wie du.«

»Wer seid ihr? Warum sprichst du in der Mehrzahl?«

»Ich bin nur einer von vielen, dazu ausersehen, meinem mächtigen Herren zu dienen. Ich habe dir bereits erzählt vom Schattenfürst und seinem Reich.«

»Ich kann mir trotzdem nichts darunter vorstellen.«

»Dann will ich dir einiges klarer machen. Nachdem du uns so treu gedient hast, ist es nur gerecht, dich einzuweihen. Ein böses Geschick hat das Volk des Schattenfürsten mit Verbannung geschlagen. Nur durch Menschenhände können wir wieder befreit werden. Wir wollten das Beste für die Menschen, aber das haben sie nicht erkannt. Intrigen, List und Gewalt haben uns in die Finsternis gestoßen. Unser Name wurde in den Schmutz gezogen. Die Schatten wurden für Kriege und

Verbrechen und grausame Folterungen verantwortlich gemacht, die sie niemals begangen hatten. In einer fernen Zeit, als wir dieses Land mit unserer Güte und Freundlichkeit bekehren wollten, als wir ein Paradies aus einer Wildnis zu machen gedachten, da waren die Ureinwohner dieses Landes nicht reif für eine solche Entwicklung. Lange Zeit ist seitdem vergangen. Du befindest dich in der Vergangenheit der Erde, auf einer Insel, auf die die Schatten verbannt wurden. Nur du kannst uns helfen.«

»Warum – ausgerechnet ich?«

»Weil du freundlich bist.«

»Es gibt auch andere, die freundlich sind.«

»Ja. Aber nur eine kann auserwählt sein. Auf dich ist die Wahl gefallen.«

Der Wind zauste in ihren Haaren. Auf dem stürmischen Plateau war es unfreundlich. Sie glaubte ein Grauen, das sie nicht beschreiben konnte, körperlich zu spüren. Es war dauernd anwesend, unbeschreiblich, namenlos, unsichtbar.

»Was ist das, was ich immer hier fühle?« fragte sie leise. Sie merkte, daß sie sich gegen den Wind stemmte und auf das sechste Tor zuging, als würde ein fremder Wille sie dazu zwingen.

»Es ist die Anwesenheit der anderen, ihre ständige Gegenwart. Sobald das siebente und letzte Tor geöffnet ist, wird sich das ändern. Dann sind die Schatten frei und können das Grauen, das jetzt noch in ihrer Nähe herrscht, besiegen. Wir allein schaffen es nicht. Menschenhände müssen uns helfen. Es sind deine Hände, die vollbringen, was wir ersehnen. Ich selbst bin nur ein kleines Rädchen in einem großen Uhrwerk, ein Diener meines Herrn, des mächtigen Schattenfürsten. Er wird dich für deine Tat fürstlich belohnen. Nun komm, öffne uns das sechste Tor.«

Cynthia Moreens Augen verengten sich. »Wenn ihr es so eilig habt, eure Freiheit wiederzuerlangen, dann könnte ich euch doch sofort dazu verhelfen. Ich könnte auch das siebente Tor noch öffnen.«

»Das geht nicht. Es widerspräche der Formel, die uns Freiheit schenkt. Damit würdest du alles zunichte machen. Heute ist das sechste Tor, morgen das siebente. So ist es richtig, so muß es sein. Komm!«

Sie kam. Wie in der letzten Nacht, so kämpfte sie auch heute wieder gegen Angst und Grauen an, das sich ihr mit dem Sturm entgegenwarf, als sollte ihre Annäherung an das Tor verhindert werden.

Doch mit dem rätselhaft und fremdartig aussehenden Torwächter an ihrer Seite schaffte sie es.

Sie berührte die kahle, massive Felswand und das sechste Tor schwang nach außen.

Aus dem Innern quoll goldener Glanz ans Licht.

»Komm«, sagte der Wächter. »Ich will dir zeigen, was dich erwartet, damit du meinen Worten Glauben schenken kannst.«

Er nahm sie bei der Hand und zog sie über die Schwelle.

Zum erstenmal seit ihren unfreiwilligen Besuchen auf dem schrecklichen Plateau bekam sie zu sehen, was sich hinter einem der Felsentore befand.

Sie passierte das Dunkel – und die Welt vor ihr veränderte sich schlagartig Sie bekam etwas zu sehen, was nicht in dieses Leben, nur in ein Märchen zu passen schien.

*

Gewaltige goldene Säulen ragten vor ihr empor. Goldene Behälter, die bis an die Decke reichten, waren bis über den Rand mit kostbaren Edelsteinen. Perlen und Geschmeide angefüllt. Manche quollen über. Es schien, als könnten sie jeden Augenblick ins Rutschen geraten und sich wie ein goldener Regen auf sie ergießen.

Cynthia Moreen stockte der Atem.

Sie vernahm den Wind nicht mehr. Eine unendliche Stille hüllte sie ein.

Sie wußte nicht, wie lange sie dastand und den Blick nicht von dem märchenhaften Schatz wenden konnte.

Wie im Traum ging sie tiefer in die Höhle hinein, wagte es, die eine oder andere Kette, einen Ring oder eine wunderschöne mit Edelsteinen besetzte Brosche mit spitzen Fingern aus der Fülle herauszunehmen.

Ihre Augen schimmerten feucht.

Nie hatte sie geglaubt, daß materielle Dinge sie so sehr zu fesseln vermochten. Sie kannte keine Armut, keine Not. Nie hatte sie auf einen Wunsch verzichten müssen. Die Millionen ihres Vaters hatten der Familie ein sorgenfreies Leben geschenkt. Cynthia war vierzehn, als sie ihr erstes eigenes Aktienpaket geschenkt bekam und zu verwalten hatte. Mit siebzehn machte sie eine Reise rund um die Welt, die vierzig Tage dauerte. Sie besaß Schmuck und Edelsteine, Perlen und Brillanten. Es gab keinen Wunsch, den sie hätte äußern können.

Dies hier war jedoch etwas ganz anderes. Es war weniger das Materielle, der Umfang des Schatzes, der nicht mit irdischen Maßstäben zu messen war.

Es war die Schönheit, die sie gefangennahm, dieses Unmaß an Glück, das sie beim Anblick dieser herrlichen Dinge empfand: die Truhen und die Fässer, die Schalen, und flachen Gefäße, die überall herumstanden und bis zum Rande mit kostbarem Geschmeide gefüllt waren. Alles schimmerte in einem verführerischen Glanz, als hätte

sich eine Wolke aus Gold und Edelsteinen über allem entladen. Der Schatz reichte hoch bis zur Decke und tief in das glitzernde Gewölbe, über dessen Ausmaße sie nur Vermutungen anstellen konnte.

Es war, als ob sie plötzlich ein Wahr packe. Mit vollen Händen griff sie in den Schatz, wühlte darin herum, holte Gold und Geschmeide heraus, preßte es an ihren Leib.

Sie legte Ketten und Ringe an, behängte sich wie ein Weihnachtsbaum, taumelte wie betrunken von einer Truhe zur anderen.

Sie stand vor einem Gefäß, das einen Durchmesser von fast fünf Metern hatte, das, wie ein Brunnen aus dem Boden der Höhle ragte und sich entfächerte wie ein überdimensionaler Schmetterlingsflügel.

Dieses Gefäß war gefüllt mit kleinen und großen goldenen und diamantenen Scheiben und Münzen, in die geheimnisvolle Formen und Symbole gestanzt oder hineingeritzt worden waren.

Sie schob auch da ihre Hände hinein und ließ diesen Berg aus purem Gold durch ihre Finger rinnen wie Sand.

Ich bin verrückt! hämmerten ihre Gedanken. Dies gibt es nicht. Es ist tatsächlich ein Traum. Ich liege in meinem Bett in meiner Apartmentwohnung… nein, ich habe in der Zwischenzeit eine Reise gemacht. Selbst daran kann ich mich genau erinnern. Mein Hirn funktioniert ausgezeichnet.

Soviel Gold gibt es überhaupt nicht.

Sie korrigierte sich aber sofort selbst.

Dann wäre auch alles andere Unsinn. Die fünf Nächte davor – waren kein Traum. Alles entwickelt sich chronologisch, auch wenn ich den Sinn nicht verstehe.

Doch, mußte sie sich da sagen. Es gab einen Sinn. Ihr geheimnisvoller Gastgeber, der Wächter der sieben Tore, der Diener des Schattenfürsten, hatte versucht es ihr zu erklären.

Einen Teil davon verstand sie. Mit einem Male waren Angst und alles, das sie in Nächten zuvor durchgemacht hatte, verschwunden. Sie fühlte sich glücklich. Diese Schönheit, die sie hier gefunden kam von den Göttern. Von Göttern, die einem unbarmherzigen Fluch zum Opfer gefallen waren. Und sie – Cynthia Moreen – war dazu auserwählt, diesen Göttern zu helfen. Sie wußte nicht wieso und weshalb gerade die Wahl auf sie gefallen war.

Hing es damit zusammen, daß sie über besonders starke Nerven oder ein geheimes Talent verfügte, wovon sie selbst bisher nichts geahnt hatte und das durch diese nächtlichen Erlebnisse entwickelt und gefördert wurde?

War sie ein parapsychisches Medium?

Ja, sie wollte diesen Wesen helfen. Nun begriff sie auch, was in den fünf Nächten zuvor geschehen war, als sie immer und immer

wieder den Wunsch in sich verspürte, die Tore geschlossen zu halten. Es waren die anderen, die geheimnisvollen Widersacher, die Angst und Schrecken verbreiteten und den Schattenwesen Tod und Verbannung gesandt hatten.

Nun war dieser Fluch fast überwunden, und das Grauen, das diese Welt einhüllte, wich, und langsam kam die wirkliche Atmosphäre zum Vorschein.

Sie atmete tief auf. Das Gefühl eines unsagbaren Glücks erfüllte sie. Sie starrte über das Schmetterlingsflügelgefäß hinweg und erblickte vor sich ein Meer von riesigen Blüten, die aus blanken Edelsteinen geschliffen waren und die so zart waren, daß sie sich auf ihren glitzernden Stengeln wie unter einem sanften Wind bewegten. Aber nicht nur die seltensten Blütenformen fielen ihr ins Auge. Da war noch mehr.

Zarte Formen, die an Flügel und luftiges Gespinst aus feinstem Goldstaub und Diamantglimmer bestanden, schwebten an kaum sichtbaren Fäden von der Decke herab wie Lebewesen von einem fernen Stern.

»Nimm dir eine Münze mit! Sie gehört dir«, vernahm sie die Stimme des Torwächters neben sich. Sie zuckte zusammen. »Eine Erinnerung und ein Zeichen daran, daß du hier bei uns gewesen bist. Die Schätze, die du hier gesehen hast, sind nur ein Bruchteil dessen, was dem Schattenfürst gehört. Sobald du uns das siebente Tor öffnest, wirst du den gesamten Reichtum sehen. Der Schattenfürst wird dich empfangen, dich zu belohnen. Was du dir wünschst – wird dein Eigen sein.«

*

Waren Stunden vergangen, Tage, Wochen?

Als sie die Höhle verließ, vermochte sie es nicht zu sagen.

Der stürmische Wind fiel sie wieder an, und das Grauen, das in der Luft lag, drang wie ein Gift in ihre Poren ein.

Der Wächter blieb an der Pforte zurück.

Cynthia Moreen mußte sich anstrengen, sich noch einmal umzuwenden, um ihn zu sehen. Dunkle, zerfetzte Nebelbahnen peitschten über das Plateau. Die ungeheure Angst kam wieder.

»Du wirst wiederkommen?« vernahm sie die Stimme des Wächters. Seine Worte mischten sich in das Brausen des Sturms.

»Jaa!« brüllte sie. »Ich werde euch befreien.«

Sie spürte das kühle Metall in der Hand, und erst jetzt, nach diesem Sinnenrausch im Innern der Höhle, wurde ihr bewußt, daß sie diesmal tatsächlich etwas mitgenommen hatte.

Die Münze mit den Fabelwesen und seltsamen Symbolen lag in

ihrer Hand.

Wenn sie jetzt erwachte, mußte sie nur die Hand öffnen, und es würde sich zeigen, daß dies mehr als ein Traum gewesen war.

Alle konnte sie überzeugen. Sie würde die Münze auch Kaphoon zeigen und ihn fragen, was die Zeichen und Bilder bedeuteten.

»Achte auf das Geschenk!« rief der Wächter ihr noch nach. »Dir bringt es Glück. Gib es nie aus der Hand! Jedem anderen bringt es den Tod.«

*

Sie wollte noch fragen, wieso ein Gott, der Glück und Zufriedenheit wollte, der Liebe war – auch den Tod schicken konnte.

Dazu kam sie nicht mehr.

Der heftige Sturm packte sie, die dunklen Nebel wogten und fetzten und machten den Torwächter neben dem sechsten der geöffneten Tore zu einem düsteren, verzerrten Schemen.

Dann Ruhe und Stille.

Sie schlug die Augen auf und stellte fest, daß sie in ihrem Bett lag.

Ein tiefer Atemzug hob und senkte ihre Brust.

Cynthia richtete sich auf, starrte auf ihre geschlossene Rechte.

Sie öffnete sie.

Kreisrund, aus schimmerndem glänzendem Gold, lag die Münze mit der Prägung in ihrer Hand.

Sie griff mit den Fingern der anderen Hand danach. Fest und hart war sie. Echt war sie. Man konnte darauf beißen und fühlte sie zwischen den Zähnen.

Cynthia betrachtete die Prägung.

In einem Kreis schlanker, formenreicher Blüten entdeckte sie kniende Menschen, die ein seltsames Gebilde anbeteten. Cynthia wurde an das schwebende, bizarre Wesen erinnert, das in jener goldenen Halle unter der Decke schwebte und eine Mischung aus Schmetterling und Blüte war. Strahlenförmig angeordnete schmale Striche deuteten darauf hin, daß dieses von Menschen angebetete Wesen eine Gottheit war.

Die Menschen auf der Münze machten einen glücklichen, verklärten Eindruck.

Cynthia lächelte, während sie die Münze umdrehte, worauf das gleiche, von Strahlen eingefaßte Wesen in einer brillanten Darstellung prangte.

Plötzlich zuckte sie zusammen und hob den Blick.

Ein Geräusch?

Sie hielt den Atem an.

Da war es wieder.

Es kam von unten, als ob jemand auf leisen Sohlen durch einen Raum schleiche. Jetzt klappte eine Tür ins Schloß.

Cynthia Moreen wurde totenbleich. Es gab ihr einen Stich durchs Herz.

Es war jemand im Haus. Nicht eine einzige Sekunde gab es darüber einen Zweifel.

Sie stieg aus dem Bett, preßte die Hand welche das kostbare Mitbringsel aus einer anderen, vorgeschichtlichen Welt hielt, unwillkürlich fester zusammen als fürchte sie, es zu verlieren.

Sie schlich durch den Raum, nahm das Gewehr, das neben der Tür an der Wand lehnte und drehte den Schlüssel leise und vorsichtig im Schloß. Ein leises Knacken. Dann wieder Stille.

Dunkelheit von unten. Matt schälten sich die Umrisse des Treppengeländers und des holzverkleideten Flurs aus dem Dunkel.

Cynthia stieg die Treppen nach unten.

Das Geräusch war aus einem der im Parterre liegenden Gästezimmer gekommen.

Sie hielt den Atem an, als sie schwachen, abgeschirmten Lichtschein unter der Türritze durchschimmern sah.

Hatte sie vergessen, das Licht dort auszuschalten?

Schließlich war sie in jedem einzelnen Raum gewesen.

Nein, sie erinnerte sich genau, jeden Schalter getätigt und zum Schluß noch einen Rundblick gemacht zu haben, ehe sie die Tür zu ihrem Zimmer schloß.

Sie entsicherte das Gewehr, hörte leises Rascheln hinter der Tür und lauschte einen Moment lang.

Es hörte sich an, als ob dort jemand etwas einräume. Ein leises Lachen. Jemand machte eine Bemerkung. Eine Männerstimme. Irgendwie kam sie ihr bekannt vor, doch sie wußte im Moment nicht, wo sie sie schon einmal gehört hatte.

Sie klemmte das Gewehr unter den Arm und riß blitzschnell die Tür auf.

Vor ihr – zwei Personen.

Ihr fielen fast die Augen aus den Höhlen, als sie sie erkannte.

*

Er war sofort abwehrbereit in der Erwartung, einem Angreifer gegenüberzustehen.

Aber in der Finsternis vor ihm machte sich niemand bemerkbar.

Kaphoon lauschte.

Endlose Stille.

Er wandte sich um und spürte unmittelbar vor sich eine Wand, die ihm den Weg nach draußen versperrte. Er tastete die Mauer ab.

Fugenlos glatt. Er war von der Außenwelt hermetisch abgeschlossen, er saß in der Falle.

Er vernahm nicht mehr das Heulen und Brausen des Sturms, obwohl ihn doch nur eine Mauer von der Außenwelt trennte. Die Fugen und Spalten, Risse und Löcher, die er von draußen gesehen hatte, schienen überhaupt nicht existiert zu haben.

Die ausgestorbene Geisterstadt stand unter ihren eigenen Gesetzen.

Schnell informierte er sich über seine neue Umgebung. Dies war grundsätzlich wichtig, um jeder eventuell auftretenden Gefahr begegnen zu können. Hier kannte er sich nicht aus, hier mußte er jederzeit mit einem feindlichen Angriff rechnen. Nur wenn er seine Umgebung erforschte, hatte er vielleicht eine Chance.

Der Boden unter seinen Füßen war glatt. Er stieg langsam an wie eine schiefe Ebene. Das paßte zu den schrägen Blöcken, die er von außen gesehen hatte.

Er tastete sich an der Wand entlang. Es gab kein Geländer, keine Stufe, keinen Mauervorsprung.

Anfangs gelang es ihm dennoch nach oben zu kommen, ehe der Weg steiler wurde und sich nach innen wand. Unwillkürlich wurde Hellmark an die Auffahrt in einem Parkhochhaus erinnert, die sich auch immer höher schraubte.

Langsam kam er voran. Dabei kam ihm ein gewisses Glück zu Hilfe. Manchmal griff er in eine Kerbe in der Mauer, konnte seine Finger hineindrücken und hatte so einen Halt. Oft genug aber benutzte er auch das Schwert, schob es in die Mauer und zog sich dann in die Höhe.

Er erreichte eine Art Treppenabsatz. Von hier aus führte ein Stollen schnurgerade in das Ungewisse.

Er ging den Weg.

Unermüdlich setzte er einen Fuß vor den anderen. Gleichbleibende Dunkelheit hüllte ihn ein. Aber obwohl er nirgends ein Fenster oder irgendeine Lichtquelle entdeckte, war die Finsternis dennoch nicht so total, daß er überhaupt nichts gesehen hätte. Er registrierte die Schemen der glatten Wände, konnte seine Hand sehen, wenn er sie ausstreckte. Er bewegte sich wie ein Teil von ihr.

Angenehm war ihm die Erkenntnis, daß die bedrückende, mit Angst und Grauen angefüllte Atmosphäre hier nicht vorhanden war.

Es kam ihm vor wie eine Ewigkeit, als er plötzlich einen kaum merklichen Lichtschein feststellte, der aus der Tiefe hervorkam.

Kurze Zeit nach dieser Entdeckung ging es wieder steile, gewundene Wege bergab. Einmal paßte er nicht auf, und er rutschte ab. Schnell und steil ging es nach unten. Er dachte an eine überdimensionale Rutsche.

Dann klatschte er durch seine eigene heftige Bewegung an eine

Wand, die seinen Sturz bremste.

Benommen blieb er minutenlang liegen. Sein Schädel brummte.

Er war dem Licht näher gekommen und vernahm jetzt auch Geräusche.

Hellmark rappelte sich auf, ging weiter, sich an der Wand abstützend, das Schwert des Toten Gottes in der Rechten. Er war bereit, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, wenn es im Innern dieses Labyrinths zu einem Zusammenstoß kommen sollte.

Aber dies war nicht der Fall.

Was er schon bald zu sehen bekam, hätte er hier am wenigsten erwartet.

Erschöpft lehnte er sich an den untersten Mauervorsprung. Vor ihm dehnte sich eine Halle von unvorstellbaren Ausmaßen aus. Er sah Gestalten, die wie Schatten hin und her eilten.

Er sah Männer und Frauen jeden Alters.

Sie machten einen glücklichen Eindruck.

Interessiert löste er sich von der Wand, ging in die Halle, hielt kurzentschlossen einen jungen Mann an, der mit einem anderen einen korbähnlichen Behälter trug, in dem eine grau-braune schwammige Masse transportiert wurde.

»Was macht ihr hier?« fragte er.

»Wir dienen unserem Gott. Wir freuen uns auf seine Wiederkehr«, wurde ihm geantwortet. Das verklärte Lächeln auf dem Gesicht des Sprechers verstärkte sich.

Sie eilten weiter.

Hellmark ging tiefer in die Halle hinein. Er sah überall Menschen, die etwas taten.

Einige reinigten Boden und Wände, andere schafften Dreck und Staub weg, der hier Jahrtausende lang gelegen haben mochte.

Sie schufteten wie die Sklaven, als käme es darauf an, einem Gott den Tempel zu bereiten.

Niemand kümmert sich um den Eindringling mit dem Schwert, niemand sprach ihn an. Er gehörte einfach hierher. Man duldete ihn.

Björn durchquerte die riesige Halle. Aus dem Hintergrund strahlte das Licht. Hellmark sah ein gewaltiges Gebilde, das an ein Mittelding zwischen Blüte und Schmetterlingsflügel erinnerte und frei zwischen Boden und Decke schwebte.

Von der Seite näherte sich ihm ein Mann, der ein langes blaues Gewand trug.

»Ich habe dich hier noch nie gesehen. Wer bist du?«

»Ich heiße Kaphoon.«

»Was willst du hier?«

Björn berichtete von seinem Abenteuer. Die Atmosphäre hier war friedlich und angenehm. Er fühlte sich hier wohl. Er starrte auf das

Gebilde. »Was ist das?« wollte er wissen.

»Dieses Symbol stellt unseren Gott dar.« Der in dein blauen Gewand berichtete vom Fluch der Dämonen, der den Schattenfürst getroffen hatte. Die schrecklichen Geister und Geschöpfe der Finsternis waren schuld an der Verbannung. »Aber die Zeit ist reif, sie zu überwinden«, fuhr der andere fort. »Unser Gott wird wiederkommen.«

»Wie heißt euer Gott?«

»Sein Name ist unaussprechlich. Wir nennen ihn den Schattenfürst.«

Hellmark wurde hellhörig. »Ich habe anderes vom Schattenfürsten gehört. Es soll eine Bestie sein. Die Menschen müssen ihn fürchten.«

»So die Version der Dämonen, die seine Wiederkehr verhindern wollen, weil sie ihre Ziele gefährdet sehen. Wenn der Unaussprechliche aus dem finsteren Reich der Verbannung zurückkehrt, hat ihre Stunde geschlagen.«

»Warum sind so viele Menschen hier versammelt?«

»Jede Hand wird gebraucht«, erklärte der Fremde in dem blauen Gewand und mit dem silberdurchwirkten Haar. Er erfuhr, daß es seit jeher Menschen in Xantilon gab, welche sich im geheimen trafen, um den Schattenfürsten anzubeten. Diese Menschen fanden schließlich den Mut, trotz aller Warnungen und allem Gerede das Reich der Schatten in den unzugänglichen Bergen aufzusuchen. Hier stießen sie zu ihrer Überraschung auf Gleichgesinnte, die sich hinter den zyklopenhaften Mauern der angeblichen Dämonenstadt verbargen, um dem Gott mit dem unaussprechlichen Namen die Rückkehr zu bereiten. Zu den Verschworenen waren neue hinzugekommen. Der Flüchtlingsstrom aus dem in Schutt und Asche gestürzten Xantilon hatte sich auch in dieses Gebirge ergossen. Viele Neuankömmlinge unterstützten die Verschwörer, nachdem sie erkannt hatten, daß um den geheimnisvollen Schattenfürst ganz offensichtlich eine Geschichte aufgebauscht worden war, die nicht stimmte.

Björn Hellmark sah den Sprecher, der ihn so ausführlich unterrichtete, aufmerksam an. »Wenn alles, was über den Schattenfürst im Umlauf ist, auf Täuschung beruht, dann wäre auch ich bereit, meine Kraft in den Dienst der guten Sache zu stellen. Was müßte ich tun?«

»Du könntest mithelfen, den Namen und die Kraft unseres Gottes wieder auf dieser Welt zu verbreiten. So würde Unrecht, das einst geschah, wieder beseitigt. Gerade du besitzt die Fähigkeit die Geister zu bannen, die uns quälen.«

»Woher weißt du das?«

»Wenn man dem Gott so nahe steht wie ich, ist man mit besonderen Gaben gesegnet.«

»Dann weißt du möglicherweise noch mehr über mich?«

»Ja.«

»Dann kannst du mir auch mehr über mich selbst sagen. Ich bin ein Verirrter. Manchmal fühle ich, daß ich nicht der bin, den andere in mir sehen. Ich kann mich nicht daran erinnern, woher ich komme. Das quält mich. Es zeigt, daß nicht alles in Ordnung mit mir ist. Kannst du mir etwas über mein Schicksal erzählen?«

»Nicht alles. Ich bin nur ein kleines Rädchen in einem großen Getriebe. Aber unser Gott kann es.«

»Ist er schon hier?«

»Ja. Seit einer Ewigkeit schon. Verbannt zu ewigem Schlaf, den wir rückgängig machen wollen. Unser großer, schlafender Gott wartet auf dich. In seinen Träumen wird er dir zeigen, wer du wirklich bist, woher du kommst.«

»In seinen Träumen?« Hellmark begriff das nicht.

»In seinen Träumen ist das Schicksal eines jeden aufgezeichnet, der jemals diese Insel betreten hat. Xantilon ist kein gewöhnliches Land. Man wird es einmal als das magische oder verwunschene Land bezeichnen. Auf Xantilon kamen die Götter und die Teufel, auf Xantilon trafen Gut und Böse aufeinander, um den Kampf auszutragen, der seit Anbeginn bestimmt ist und den nur einer gewinnen kann.«

Björn Hellmark nickte. Davon wußte er. In seine Augen trat ein auffälliger Glanz.

Erinnerungen stiegen aus dem zurückgedrängten Unterbewußtsein auf.

Ein kurzer, lichter Moment, wie er ihn seit der Verletzung am Ufer des von Dämonen aufgepeitschten Meeres nicht mehr hatte, ließ ihn erkennen, daß er nicht seit Anbeginn allein unterwegs gewesen war.

Seine Begleiter fehlten: Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, der muskelbepackte Inder, der mit seinem bloßen Willen Raubkatzen bezähmen konnte; Pepe, der vierzehnjährige Junge aus den Urwäldern von Yucatan, den er bei einer Expedition dort aufstöberte und dessen parapsychisches Talent ihn zum Außenseiter bei den abergläubischen Einwohnern machte.

Sie waren mit einem Zeitschiff, das von Arson, dem Mann mit der Silberhaut, der ebenfalls ein Dämonenjäger war und die Spuren der finsteren Mächte in Zeit und Raum verfolgte, hierher in die Vergangenheit gekommen.

Er war nicht Kaphoon, – er war Björn Hellmark. Er war in Deutschland geboren und aufgewachsen und lebte in einem Luxusbungalow in unmittelbarer Nähe des Genfer Sees. Dort lebte noch jemand, den er sehr liebte: Carminia Brado, die rassige Südamerikanerin.

Er hielt den Atem an. In diesen Sekunden funktionierte sein Verstand wieder vollkommen normal, ohne daß der geheimnisvolle schlafende Gott irgendwie eingegriffen hätte.

»Wo sind sie. Was ist aus ihnen geworden?« murmelte er.

Und da war noch mehr, was ihm durch den Kopf ging.

Er dachte an seine Mission, an Al Nafuur, den rätselhaften Geisterführer, der einst auf Xantilon lebte, und der der weißen Kaste der Priester angehörte, die das Ewige Leben im Geiste anstrebten, um den Körper zu überwinden.

Die Gegenspieler der Weißen Priester waren die Schwarzen Priester, an oberster Stelle Molochos, der den Ehrgeiz hatte, die Dämonen zu befehligen, einen besonderen Platz im Reich der Finsternis einzunehmen.

In der Gegenwart, aus der Hellmark kam, ereigneten sich Dinge, die eindeutig auf das Wirken Molochos' zurückgingen.

Um zu erfahren, was sich seinerzeit in ferner Vergangenheit abspielte, als Molochos seinen Köder auslegte, hatte er Arson begleitet. Doch nicht nur aus diesem Grund trat er die Reise mit an. Er wollte auch Arson unterstützen, dessen Frau und Sohn von Dämonen in die Vergangenheit entführt worden waren. Arson hatte festgestellt, daß nur ein Zeitpunkt in Frage kam, an dem seine Lieben in Xantilon eingetroffen sein konnten. Es waren die Tage, für die Xantilons Untergang geweissagt worden waren.

Die Stadt war bereits nur noch ein Trümmerhaufen, menschenleer, verödet. Die Insel selbst sollte nachfolgen. Wer etwas ahnte, versuchte dieses Land zu verlassen. Das hieß: wer die Möglichkeit dazu hatte.

Hellmark schluckte. Seine Kehle fühlte sich trocken und heiß an, als ob er Fieber hätte. Er war ebenfalls auf diese Insel verschlagen worden, wußte nicht den genauen Zeitpunkt ihres Untergangs. Er mußte alles daransetzen, eine Möglichkeit zu finden, das Leben der Freunde und sein eigenes zu retten.

»Von wem sprichst du?« wurde er von dem Blaugekleideten. Unterbrochen, der seine leise gestellten Fragen vernommen hatte.

»Von den Freunden«, reagierte Hellmark sofort. »Wenn dein Gott so mächtig ist, wie du sagst, wird er mir auch etwas über ihr Schicksal berichten können.«

»Nur berichten?« vernahm er da eine Stimme, die aus der Unendlichkeit des Kosmos zu kommen schien. Er fuhr zusammen. »Ich kann noch mehr, Kleingläubiger. Ich kann dich zu den Freunden bringen, wenn du diesen Wunsch hast.«

Björn Hellmark warf den Kopf herum, starrte in die Tiefe der Halle, wo das Glühen und Glimmen besonders intensiv war. Das zarte riesige Gespinst, halb Blume, halb seltsames Tier, hing leise vibrierend in der Luft über ihm. Von dort kam die Stimme. Ein Gott hatte sich ihm

offenbart.

*

Irritiert trat er zwei, drei Schritte weiter vor.

Er starrte in den glimmenden Dämmer.

»Wer bist du?« fragte er leise.

Er fühlte die Nähe von etwas Großartigem, Ungeheuerlichem, Unaussprechlichem. Die Nähe eines Gottes.

Hier in der Vergangenheit, als noch Teufel und Dämonen, Fabelwesen und Götter, Zauberer und Elfen die Erde bevölkerten, galten noch andere Gesetze. Die Menschen der Gegenwart und der Zukunft wurden mit den Ausläufern dieser Dinge konfrontiert, ohne zu ahnen, wie das zusammenhing.

Die meisten glaubten nicht an diese Obernatürlichen Kräfte, nicht an die Existenz von Geschöpfen, die nicht in das normale Bild paßten.

»Ich bin Haophylkontromtetcoilak, der Unaussprechliche, Herr der Schatten, durch List und Intrige niederer Wesen in die Verbannung getrieben, eingesperrt in eine tote Stadt, in der einst mächtige Dämonen hausten. Ich sehne mich nach Befreiung, um der Welt mein wahres Gesicht zu zeigen. Ich bin Haophylkontromtetcoilak, bereit mein Erbe anzutreten, das die Ahnen für mich erwählt haben. Du kannst mithelfen, die Schranken niederzureißen. Nie war die Gelegenheit so günstig wie jetzt, da die Geister und Dämonen damit beschäftigt sind, ihre ganzen Kräfte zu mobilisieren, um den letzten großen Streich auszuführen. Dazu darf es nicht kommen. Diese Welt darf nicht untergehen. Xantilon ist nicht das Reich der Dämonen, sondern das Reich der Götter. Das mußt gerade du wissen, Kaphoon, Träger des Schwertes des Toten Gottes, der jenseits der Heiligen Berge die siegreichen Armeen angeführt hat, welche die Dämonenheere vernichtend schlugen, ehe sich Molochos zu seinem grausigen Pakt entschloß.«

»Bist du allwissend?« fragte Hellmark leise und sah immer noch in den Dämmer. Die Luft bewegte sich dort. Es schien, als würde das phantastische, zerbrechliche Gebilde atmen.

»Ja.« Dieses Wort hallte durch die gigantische Halle, dröhnte in die entfernteste Ecke, ohne jedoch übernatürlich laut zu wirken.

Hellmark glaubte, daß tausend Augen auf ihn gerichtet seien, ohne diese Augen wahrzunehmen. Ein dunkler Schleier schien alles zu verbergen. Die Anwesenheit der Gottheit aber war nicht zu leugnen. Haophylkontromtetcoilak war ein Geistwesen, das offenbar seiner Gestalt beraubt worden war.

Durch den Schattenfürst mit dem unaussprechlichen Namen erfuhr Hellmark, daß dieser über das Schicksal jedes einzelnen Auskunft

geben konnte.

Björn, in diesen Sekunden bewundernswert klar bei Verstand, wurde bewußt, daß der Gott der Schatten, den er sich nicht vorstellen konnte, weil sein menschlicher Verstand noch nie mit einem ähnlichen Wesen konfrontiert worden war, sehr genau über sein Schicksal Auskunft geben konnte.

Er sprach ihn mit richtigem Namen an, wußte, daß er in der Vergangenheit dieser Erde havariert war und daß er auserwählt war, eine besondere Mission auszuführen.

Haophylkontromtetcoilak wußte auch die wahren Zusammenhänge zwischen seiner Existenz als Hellmark und derer als Kaphoon. Zum erstenmal wurde Björn klar, wie die Dinge zusammenhingen. Ursache und Wirkung waren verdreht. Er hatte immer geglaubt, schon einmal gelebt zu haben. Dies war durch einige Vorkommnisse und durch zurückliegende Abenteuer scheinbar auch erhärtet worden.

In alten Berichten und Niederschriften war die Rede von einem Helden namens Kaphoon, der das Sagenland der Vorzeit durchstreifte und mit seinem Wunderschwert den Mächten der Finsternis zu Leibe rückte, wo immer sie sich zeigten.

Durch seine Ankunft in der Vorzeit und der Tatsache, daß er durch einen Unfall das Gedächtnis verloren hatte und sich nicht mehr an seinen Namen erinnern konnte, war er Kaphoon, der Namenlose geworden.

Aber jetzt erinnerte er sich wieder an sein wahres Ich. Damit war doch ausgeschlossen, daß er weiterhin als ein Namenloser durch die Zeit streifen würde. Auf der Suche nach den Freunden würde er Hellmark sein. Es sei denn, er würde abermals sein Gedächtnis verlieren und – es wurde ihm heiß, als er daran dachte.

Davor konnte der Schattenfürst, das gottähnliche Wesen, ihn bewahren. Einem Gott war nichts unmöglich.

Björn sprach laut und klar seine Bitte aus.

Zustimmung strahlte ihm aus dem unendlichen Raum entgegen. »Auch dies sollst du haben. Wir sind uns einig: Du wirst uns aus den Verliesen der Totenstadt hinausbringen, und ich werde all deine Wünsche erfüllen.«

Zum erstenmal sprach der Schattenfürst in der Mehrzahl. Björn fiel es sofort auf. Was hatte das nun wieder zu bedeuten?

»Ich bin einer – aber wir sind viele. Ich bin einer von vielen. Nur gemeinsam können wir den Frieden und das Glück verbreiten.«

Er hörte die Worte, begriff aber nicht deren Sinn, und er sagte sich, daß es wohl nicht Sache eines Sterblichen sei, einen Gott zu begreifen.

Für den Bruchteil einer Sekunde strahlte aus dem anheimelnden Dämmer vor ihm eine Kälte, die er zuvor nicht gespürt hatte, und es schien, als ob unsichtbare Hände irgendwo in der Tiefe der

Titanenhalle ein Tor geöffnet und sich nun der eisige Hauch der dämonischen Geisterstadt auch hier in dieser angenehmen, glückverbreitenden Umgebung der Anhänger des Schattenfürsten bemerkbar mache. Ein Augenblick der Angst, der Beklemmung, des unbeschreiblichen Grauens strömte herein – verschwand aber sofort wieder.

Und ehe Hellmark noch eine Bemerkung machen konnte, wehte die mächtige, aus allen Richtungen kommende Stimme des Gottes mit dem unaussprechlichen Namen ihn an.

»Du hast Glück, daß meine Freunde schon so intensiv an meiner Befreiung gearbeitet haben, Kaphoon. Ein Teil meines Geistes – soll zu einem Teil deines Geistes werden. Ich weiß, daß du in der Lage bist, an zwei Orten zur gleichen Zeit zu sein, daß du einen Ätherkörper besitzt, der die Räume zu durcheilen vermag, ohne daß dein Originalkörper den Platz verläßt, an dem er sich gerade befindet. Ich aber kann dich über Raum und Zeit hinwegtragen, kann dich in die Gegenwart zurückversetzen, die deine Eigenzeit ist, wo die Geliebte auf dich wartet. Sage mir, wen du zuerst treffen möchtest.«

»Pepe«, sagte er sofort. Das Schicksal des Jungen ließ ihm keine Ruhe. Wenn er auf Pepe traf, konnte er ihm Verhaltensmaßregeln geben, konnte vielleicht sogar die Hilfe des Schattenfürsten in Anspruch nehmen, um Pepe in das sichere Zeitschiff zurückzuführen, das sie hierherbrachte.

»Ich werde dich zu dem Jungen führen.«

*

Ein heftiger Luftwirbel. Das zarte Gespinst glomm in einem phantastischen Rot. Die Umrisse der nahen Mauern verwischten. Björn fühlte sich wie von einer Riesenfaust gepackt und emporgehoben. Unwillkürlich wollte er dieser Bewegung Widerstand entgegensetzen. Aber das ging nicht.

Lautlose Explosionen ereigneten sich, als würden Sterne und Planeten platzen und ein phantastisches Feuerwerk entfesseln.

Björn Hellmark nahm das Fremde wahr, das von seinem Willen Besitz ergriff. Er spürte, wie ein anderer, ungeheuerlicher Geist sich mit dem seinen vermählte.

Die Halle verschwand.

Grau-violetter Himmel spannte sich über eine sanft gewellte Landschaft. Kleine, bewaldete Hügel fielen Hellmark sofort ins Auge. Er fühlte wieder festen Boden unter den Füßen.

Kühle Luft fächelte sein erhitztes Gesicht.

Er befand sich an einem anderen Ort. Er sah aufgeworfene Erde, Spuren des Erdbebens. Er hörte das gleichmäßige Rauschen der

Meereswellen, die in nicht allzu weiter Entfernung an das Land spülten.

In der Ferne erblickte er die Silhouette eines Flüchtlingszuges. Menschen, die aus dem zerstörten Xantilon kamen, suchten im Hinterland Schutz. Aber ob sie dort fanden, was sie suchten?

Die Spitze des Flüchtlingszuges war nur einen Steinwurf weit von ihm entfernt. Aus der violetten Finsternis schälten sich die Gestalten der Männer und Frauen.

Hellmark nahm wahr, daß er auf einer leichten Anhöhe stand, daß er von hier aus einen vortrefflichen Blick über das ganze Land hatte.

Er hielt den Atem an.

Diese Stelle lag nicht weit von dem Hügel entfernt, hinter der das Zeitschiff Arsons stand. Sein Herz schlug vor Freude, als er daran dachte. Er fühlte sich mit einem Male so sicher, so glücklich, daß für seine Begleiter und für ihn alles gut werden würde, daß mit Hilfe des Schattenfürsten, über den er eine ganz falsche Meinung gehabt hatte, wieder mit den Freunden vereint sein würde.

»Pepe?« bewegte er seine Lippen. Er vernahm seine eigene Stimme. Er wollte noch hinzufügen: »Wo ist er? Ich kann ihn nicht sehen.«

Zu diesen Worten kam er gar nicht. Der Schattenfürst, dessen Geist ein Teil seines eigenen Geistes war, erfaßte schon seine Überlegungen.

»Gleich wirst du ihn sehen, Kaphoon. Er befindet sich mitten im Zug der Flüchtlinge. Er denkt, daß du vielleicht unter diesen Menschenmassen zu finden sein würdest.«

Hellmark strengte seine Augen an.

Abgerissene Gestalten. Die meisten am Ende ihrer Kraft. Aber noch hielten sie durch. Sie kamen aus dem fernen Xantilon, der zerstörten Stadt. Seit Tagen waren sie unterwegs, und noch immer flohen sie vor den Dämonenheeren, die mordend und plündernd durch die Lande zogen.

Alles befand sich in Aufruhr. Niemand wußte, wo es noch wirklich sichere Orte gab. Sehr viele Einzelgruppen hatten sich gebildet, die von verschiedenen Führern gelenkt wurden. Die einen priesen den Osten als das sichere Land, die anderen trieb es nach dem Süden. Dritte wiederum behaupteten, daß das Land völlig verunsichert sei und man jeden Augenblick mit einem neuen Angriff aus dem Geisterreich rechnen müsse. Propheten – echte und falsche traten auf, warnten vor dem drohenden Untergang. So fühlten sich diejenigen in ihrer Meinung bestärkt, die behaupteten, die Flucht vom Lande sei das beste, was man jetzt unternehmen könne. Man müsse ein riesiges Schiff bauen, eine Arche, um diejenigen zu retten, die diesem ersten Ansturm entronnen waren. So trennten sich die Gruppen. Davon wurde Hellmark Zeuge. Er wurde auch Zeuge, wie ein kleiner dunkelhaariger Junge im Flüchtlingsstrom mitschwamm, wie er

immer wieder auf große, blonde Männer zueilte, voller Erwartung, eine bestimmte Person zu treffen.

»Pepe!« Hellmark brüllte es heraus. Er lief den flachen Hügel hinab zum Strom.

Der Junge hob den Kopf.

»Björn?« Sein Gesicht war ein einziges Fragezeichen, von Entbehrungen, Hoffnungen, und Zweifeln gezeichnet. Der vierzehnjährige Knabe bahnte sich einen Weg durch den Zug. Es war erstaunlich, wo er jetzt noch die Kraft hernahm, sich so zu bewegen.

Sekunden später schloß Hellmark den Jungen in die Arme und seine Rechte fuhr durch das Wuschelhaar Pepes.

»Ich habe gewußt, daß ich dich hier treffen würde«, sprudelte es über die Lippen Pepes. Seine Kleider waren zerrissen, er roch nach Schweiß, sein Körper war von Schweiß und Staub überkrustet.

»Wie ist es dir ergangen? Wie lange bist du schon unterwegs? Was ist aus den anderen geworden?« Hellmark hätte am liebsten alle Fragen auf einmal beantwortet haben wollen.

Pepe erzählte der Reihe nach. Als das Erdbeben begann, das Hellmark von seinen Freunden trennte, war der Junge in Panik davon gestürzt. Hellmark hätte schwören können, daß in dem Augenblick, als sich die Erde unter seinen Füßen öffnete, und er in die Tiefe stürzte, der Junge, der sich in seiner unmittelbaren Nähe befand, mit in die Tiefe gerissen wurde. Doch offenbar hatte er sich da getäuscht.

Er war froh darum.

Über das Schicksal Rani Mahays und Arsons wußte er nichts.

»Ich kann dir etwas darüber sagen«, schaltete sich da das Bewußtsein des Schattenfürsten ein, mit dem er verbunden war. »Sie sind in Sicherheit.«

»Führe mich zu ihnen«, forderte Hellmark. »Laß mich Pepe zu ihnen bringen.«

»Ich habe dir versprochen, jeden Wunsch zu erfüllen. So sei es.«

Wieder dieser Wirbel. Die Berge wichen zurück, der Himmel schmolz zu zu einem langgezogenen schmalen schwarzen Schemen zusammen. Für den Bruchteil eines Augenblicks glaubte Björn den Schatten eines Titanen zu sehen, der sich dort zeigte. Aber da war der Eindruck auch schon wieder verschwunden.

Björn hielt Pepe bei der Hand. Der Flüchtlingsstrom löste sich auf wie ein Nebelstreif und eine andere Umgebung zeigte sich ihnen.

Vor ihnen lag in einer Senke von Erdwällen und Büschen umgeben die silberne Kugel.

Arsons Zeitschiff.

Björn hielt den Atem an. Schummeriges Licht sickerte aus dem Eingang, der weit offen stand. Das Schiff wirkte wie eine Festung in dieser unwirklichen, von Geistern und Dämonen bedrohten Umwelt.

Der blonde Mann und der Junge gingen auf den Eingang zu. Sie sahen Schatten im Korridor, auf den mehrere Türen mündeten.

»Arson!« rief Hellmark.

Seine Stimme hallte durch den Korridor.

Ein Schatten zeigte sich, eine Gestalt lief ihm entgegen. Arson. Der Mann mit der Silberhaut starrte ungläubig auf die beiden Ankömmlinge.

»Björn, Pepe!« schrie er. Eine weitere Gestalt tauchte auf. Rani Mahay.

Die Wiedersehensfreude war groß. Alle sprachen durcheinander, so daß sich Björn kein rechtes Bild darüber machen konnte, wie Arson und Mahay in das Zeitschiff zurückgekehrt waren. Aber diese Dinge waren in diesen Minuten zweitrangig. Sie lebten. Sie waren mit heiler Haut dem Grauen entronnen.

Ein Glücksgefühl stieg in Hellmark auf. Dies alles kam nur zustande, weil ein Gott ihn unterstützte, weil zum erstenmal in einer Zeit der Bedrängnis die von Dämonen zurückgeworfenen Kräfte des Guten sich rührten. Der große Kampf zwischen Gut und Böse, der in Xantilon mit besonderer Heftigkeit ausgetragen wurde, zeigte seine Auswirkungen. Hellmark kam mit Kräften in Berührung, die ihm halfen, die sich seiner bedienten. Er nahm direkt an den Geschehnissen teil, die in den Sagenschatz der Völker eingehen sollten. Geschichten, die sich nachfolgende Generationen erzählten, entstanden aus Wahrheit und Dichtung und enthielten alle Elemente, die bewiesen, daß es in der Vergangenheit wirklich Reiche der Götter und Dämonen gegeben hatte.

Björn Hellmark, ein Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts, war hineingezogen worden in die Ereignisse, die weltgeschichtliche Bedeutung hatten. Ereignisse, die hier ihren Ausgang nahmen und auch noch schicksalsbestimmend für die Menschen seiner Generation wurden, die nichts davon ahnten. Nur Einzelgänger, meist am Rande der Gesellschaft lebende, unverstandene Menschen, die als Spinner und Eigenbrötler verschrien waren, die es oft nicht einmal wagten, mit ihrem Wissen an die Öffentlichkeit zu treten, wußten um die Wahrheit der Dinge.

Andere wieder, Scharlatane, nutzten menschliche Schwächen aus und machten Geschäfte damit. Nicht selten wurden sie zu Handlangern satanischer Mächte, ohne es zu ahnen. Wenn sie es erkannten, war es zu spät, umzukehren.

Das Glück, das Haophylkontromtetcoilak Hellmark in diesen Sekunden vermittelte, verdrängte die Ungewißheit und das Grauen, durch das er seit Tagen ging.

Die Freunde plauderten munter drauflos. Der Kreis war wieder zusammen und Björn lernte auch die schöne Amina und Taaro

kennen, Frau und Sohn, die Arson im Gewirr von Zeit und Raum so verzweifelt gesucht hatte. Hier fand er sie wieder. Im untergehenden Xantilon war er auf ihre Spuren gestoßen und hatte sie retten können.

Björn vertraute Arson und Rani den Jungen an.

Sie alle waren überrascht, daß dies nur ein kurzer Besuch gewesen war. Sie drängten ihn, erst zurückzukehren und die Wiedergefundenen in Sicherheit zu bringen. Dann konnte er nochmals in die Vergangenheit der Erde zurückeilen, um das Geschehen um den Untergang Xantilons zu studieren, die Priester der Schwarzen und der Weißen Kaste zu finden, von denen die einen zum Untergang drängten, was die anderen verhindern wollten.

Björn sah ein, daß die Freunde recht hatten.

»Einverstanden. Ich werde mit euch kommen. Aber erst muß ich noch ein Versprechen einlösen.«

»Was für ein Versprechen?« interessierte sich der muskelbepackte Inder.

»Ich werde es euch später erklären. Jetzt muß ich zurück.«

Er verließ das Zeitschiff, nahm den Freunden die Zusicherung ab, daß sie auf keinen Fall diese sichere Unterkunft verlassen sollten, und versprach, auf dem schnellsten Weg zurück zu sein.

Wieder ereignete sich das wirbelnde Schattenspiel. Die Umgebung tauchte unter, als ob ein gigantischer schwarzer Vorhang auf alles herabfallen würde.

Keine Talsenke mehr, keine Hügel mehr, nicht mehr das silberne Kugelschiff.

Von einer Sekunde zur anderen überwand er Zeit und Raum, brachte Jahrtausende hinter sich und kam an in einem dämmrigen Zimmer, das er sofort erkannte.

Sein Arbeitszimmer in seinem Genfer Bungalow.

Soviel Glück auf einmal konnte er nicht fassen. Sein Herz schlug schnell.

Er verließ das Zimmer, eilte die Treppenstufen nach oben und erreichte die Tür, hinter der Carminia Brado schlief.

Stilles Dämmern im ganzen Haus. Nicht alle Läden waren geschlossen. So konnte er vom Treppenabsatz aus einen Blick durch die Verglasung des Korridors hinaus auf den See werfen.

Björn atmete tief durch. Zu Hause sein. Welch ein erhebendes Gefühl!

In die Freude mischte sich ein Wermutstropfen. Nur kurze Zeit durfte sein Besuch währen. Er mußte zurück. Der unermeßliche Geist des Gottes Haophylkontromtetcoilak trug ihn hierher. Dieser Geist aber war zu diesem Zeitpunkt noch gehandikapt. Der Schattenfürst verfügte noch nicht wieder über die Macht, die ihm eigen war. Das mußte Björn berücksichtigen.

Er legte die Hand auf die Klinke, drückte sie herab. Leises Atmen drang an sein Ohr.

Er sah die junge Brasilianerin im Bett liegen.

Sie schlief tief und fest und merkte nicht, wie er neben ihr in die Hocke ging, wie er zärtlich ihr seidig schimmerndes Haar streichelte, ihr zärtliche Küsse auf die Augen, die Nase und den Mund hauchte.

Carminia seufzte leise, drehte den Kopf herum, und hielt unwillkürlich den Atem an.

Hoffentlich erwachte sie nicht.

Er wollte sie nur sehen und sich überzeugen, daß es ihr gutging.

Seit einer Woche hatten sie sich nicht mehr gesehen. Diese Woche kam ihm vor wie eine Ewigkeit, soviel hatte er in der Zwischenzeit erlebt.

Drei Minuten lang währte sein Besuch. Dann holte der Schattenfürst ihn zurück.

*

»Dies alles war nur eine Kostprobe dessen, wozu ich imstande bin, Kaphoon«, vernahm er die Stimme des Schattenfürsten. »In deiner Hand liegt es, den Segen, den du erfahren hast, über das ganze Land zu verbreiten. Und nicht nur hier. Nein. Über die ganze Welt. Die Saat wird aufgehen, wenn du den Samen dorthin trägst, wohin ich ihn dich zu bringen bitte.«

Björn fühlte den Drang, tiefer unter das zerbrechliche Gespinst zu gehen. Es war ihm, als ob sich ein Vorhang heben würde. Er sah in eine Tiefe, die er bisher nicht wahrgenommen hatte, und erkannte Tausende von Anhängern des Schattenfürsten, die in dieser von außen tot und verlassen wirkenden Stadt ihren aufopferungsvollen Dienst erfüllten.

Sie waren damit beschäftigt, die glimmenden Fäden zu reinigen, zu polieren. Zahllose Hände waren damit beschäftigt, diesen Giganten zu hegen und zu pflegen. Und jedem schien es Freude zu machen.

Hellmark erreichte einen endlosen Korridor. Zu beiden Seiten hingen die Gebilde von der Decke herab, die dem Riesengebilde aufs Haar glichen. Sie waren nur kleiner.

Ein betörender Duft, als ob er einen in Blüte stehenden paradiesischen Garten durchschritt, stieg ihm in die Nase.

Die Gebilde waren kopfgroß und ebenso faszinierend wie der Gigant draußen. Nur in dieser Kleinausgabe erfaßte Hellmark erst die vollendeten Einzelheiten. Die Schönheit des Universums, seine Dynamik, sein Aufbau und seine Funktion waren hier vereinigt. Welcher Baumeister hatte diese Gebilde erschaffen? Niemals konnten menschliche Hände so etwas zustande bringen.

»Dies ist die Stadt, Kaphoon«, vernahm er wieder die Stimme des Schattenfürsten, »bring sie hinaus an das Tageslicht. Eine nach der anderen. Am Ende des Korridors findest du einen Weg, der hinaufführt auf ein Plateau. Dort mußt du die Saat aussetzen. Sie wird aufgehen und sich über die Welt verbreiten. Ich werde nachfolgen, wenn alles vorbereitet ist.«

Hellmark nickte. Er näherte sich dem ersten Gebilde und streckte die Hand danach aus wie nach einer kostbaren Wunderblume.

Da gellte ein Schrei durch das Dämmer.

»Nicht! Kaphoon! Tu es nicht! Dies ist eine Falle.«

Björn warf den Kopf herum. Er sah einen Mann durch das Dämmer taumeln. Er war totenbleich. Die Kleidung hing zerfetzt an seinem aus zahlreichen Wunden blutenden Körper.

Der Mann war Varok, der Krieger.

*

»Rita? Dr. Shamber?« fragte sie überrascht, schloß die Augen, öffnete sie wieder in der Hoffnung, das Bild würde verschwunden sein. Aber es blieb.

Cynthia Moreen stand an der Türschwelle. Die junge Millionärstochter bot einen seltsamen Anblick.

Sie hatte Augen und Mund weit aufgerissen, hielt in der einen Hand die entsicherte Flinte, in der anderen die merkwürdige Münze aus einem anderen Land, einer anderen Zeit.

»Was macht ihr denn hier? Dr. Shamber, wieso…«

Sie schüttelte sich. Alles, was sie jetzt sagte, kam ihr zu blöd vor.

Im ersten Moment meinte sie, daß Rita und Dr. Shamber aufs äußerste erschraken, als sie durch die Tür trat.

Aber nun lächelten sie beide.

»Aber Cynthia?« Ihre Schwester kam lächelnd auf sie zu. »Du kannst einem einen ganz schönen Schrecken einjagen. Du empfängst uns ja wie Einbrecher.«

»Ihr benehmt euch so, Rita.«

Cynthia Moreen ließ das Gewehr sinken.

»Gib’s mir«, sagte Rita Moreen, »bevor etwas passiert.«

Ehe Cynthia sich versah, trat ihre Schwester einen schnellen Schritt nach vorn und nahm ihr das Gewehr aus der Hand.

»Jetzt erklärt mir mal, was ihr hier tut«, sagte die jüngere der Moreen-Schwestern. »Zu nachtschlafender Zeit kommt ihr hier ins Haus, erschreckt friedlich schlafende Mädchen. Kein Mensch denkt doch daran, daß ihr über zweitausend Kilometer hinter euch bringt, um ausgerechnet mir einen Besuch abzustatten.«

»Das haben wir aber getan«, entgegnete Rita Moreen, noch immer

freundlich lächelnd. »Dir zuliebe.«

»Mir zuliebe?«

»Ja, dir zuliebe ist sogar Bruce hierhergekommen?«

»Bruce? Du nennst Dr. Shamber – Bruce?«

»Ja, natürlich. Wir kennen uns sehr gut.«

»Ihr kennt euch? Davon weiß ich ja gar nichts.«

»Du weißt manches nicht, Cynthia.«

Das klang schon schärfer. Cynthia Moreen wurde hellhörig.

Mit einem schnellen Blick überschaute sie die Runde. Auf dem klobigen Holztisch des rustikal eingerichteten Gästezimmers lag eine schwarze Tasche. Schachtel und Medikamentenbriefchen und Ampullen wurden sichtbar. Auf dem Regal neben dem Fenster waren zwei Bücher verrückt, und ein zusammengeknüllter Briefumschlag war dazwischen geschoben.

Auf der dunklen Tasche lagen eine aufgezogene Spritze und eine abgebrochene Ampulle.

»Was geht hier vor, Rita?«

»Ich kann es Ihnen vielleicht besser erklären, Miss Moreen«, sagte Dr. Shamber mit seiner gütigen Stimme.

»Dann erklären Sie's mir«, forderte Cynthia heftiger, als es ihre Absicht war.

»Sie sind krank. Sehr krank. Sie waren heute noch bei mir. Sie haben mir erschreckende Dinge erzählt.«

»Die Wahrheit, Dr. Shamber.«

»Sie halten sie für die Wahrheit. Das ist das Schlimme daran. Ich habe mich mit Ihrer Schwester getroffen…«

»Unsinn, Bruce«, fiel Rita Moreen ihm ins Wort. Sie hob kaum merklich die Flinte an. Der Lauf deutete auf Cynthia Moreens Bauch. »Laß das Theater! Sag ihr die Wahrheit. Bruce und ich kennen uns seit einer geraumen Zeit. Wir haben oft über dich gesprochen. Dabei kam auch die Rauschgiftsache zur Sprache, während der du Bruce seinerzeit konsultiert hast. Hätte ich Bruce schon damals gekannt, hättest du es nicht geschafft. Nun kommt der große Rückschlag. Du bist wieder süchtig, Cynthia. Aber du weißt es nicht.«

»Ich bin nicht mehr süchtig. Ich habe es hinter mir.«

»Für uns bist du süchtig. Kein Mensch mit normalem Verstand erzählt solch haarsträubende Geschichten: Felsentore, eine andere Welt in der Vergangenheit, der Schattenfürst, der befreit sein will. Du hast den Verstand verloren, Cynthia. Das ist meine Chance.«

»Deine – Chance?«

»Ja. Seit jeher warst du die beste, die bravste. Vater hat dich mir stets vorgezogen. Ich war für ihn ein Tingeltangelmädchen, auch zu einem Zeitpunkt, als ich die Schauspielerei von der Pike auf erlernte. Aber davon wollte er nichts wissen. Er hat mir nie zugehört. Diesmal

aber muß er mir zuhören, wenn ich ihm erkläre, daß du nicht mehr normal bist, daß die Drogensucht dein Gehirn zerfressen hat. Du leidest unter Wahnvorstellungen.«

»Das ist nicht wahr.«

»Doch, es ist wahr. Ich werde den Beweis dafür erbringen. Hier im Haus haben wir mehrere Verstecke gefunden, in denen du Rauschgift – härteste Drogen, Cynthia – aufbewahrst.«

Cynthia Moreen schluckte. Ihre Stimme versagte ihr den Dienst, als sie sah, wie Dr. Shamber auf einen stummen Wink Ritas hin diese Verstecke zeigte, als er ihr sogar die Spritze zeigte, die sie angeblich erst kürzlich benutzt haben sollte.

»Ihr habt das Zeug hierhergeschafft«, gurgelte sie dumpf.

»Richtig. Aber das weiß niemand. Dir wird man nicht glauben. Man wird dich hier finden. Vollgepumpt mit Rauschgift. Vater ist bereits unterrichtet. Er wird im Laufe des morgigen Abends hier eintreffen und all das bestätigt finden, was Dr. Shamber ihm unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit offenbart hat. Eine rauschgiftsüchtige Tochter, die das Erbe der Moreen-Werbung übernehmen soll – undenkbar, Cynthia! Vater wird sich das alles noch einmal gründlich überlegen.«

»Du bist eine Hexe, Rita. Du willst mich zugrunde richten.« Cynthia Moreen fuhr sich durch die Haare. Sie zitterte an sämtlichen Gliedern.

»Warum, Rita? Warum tust du das alles?«

Tränen schossen ihr in die Augen. Um ihre Lippen zuckte es.

»Dies ist meine Art, mich zu rächen«, erwiderte Rita Moreen kalt. Cynthia konnte nicht begreifen, daß dies tatsächlich ihre Schwester war, die vor ihr stand. »Ich will mir mein Recht holen. Ich habe lange Zeit mitzugesehen.«

»Aber – du hast dein Recht bekommen. Das Erbe fällt in zwei Teile.«

»Aber du bestimmst, du erhältst die Leitung über das Unternehmen.«

»Du bist krank, Rita, nicht ich. Dein gekränkter Stolz…«

»Ja, nenne es ruhig so«, unterbrach Rita Moreen sie kalt. »Mein gekränkter Stolz. Ich werde Vater beweisen, daß mehr in mir steckt, als er denkt, und daß er sich in dir gewaltig getäuscht hat. Aber reden wir nicht länger, handeln wir lieber. Wir wollen noch ein paar Vorbereitungen treffen. Ich habe immer gedacht, daß du einen besonders festen und tiefen Schlaf hast.«

»Nicht mehr seit einiger Zeit. Ich habe euch kommen hören. Das wirft euren nichtsnutzigen Plan über den Haufen.«

»Aber nein, da täuschst du dich, liebes Schwesterherz. Bruce wird dir ein kleines Spritzchen geben, und danach wirst du schön

einschlafen und uns nicht mehr stören. Und morgen früh, wenn du aufwachst, ist alles noch viel schöner für dich. Auf dem Nachttisch liegt zur Auswahl LSD oder Heroin, in Pulver oder aus der Ampulle. Und dann wird Vater dich besuchen…«

»Scheusal!« Cynthia Moreens Augen blitzten. Sie hätte zu gerne gemocht, daß dies nur ein grausiger Traum sei. Aber sie wachte nicht auf. Dies alles spielte sich so wirklich ab, wie… da durchfuhr es sie siedendheiß.

»Dr. Shamber! Ich begreife nicht ganz Ihre Rolle in dem Spiel?«

»Das ist auch nicht nötig«, warf Rita Moreen ein.

Cynthia hörte nicht darauf. »Wenn ich Ihnen nun den Beweis erbringe, daß alles wahr ist? Ich war wieder dort, auf dem Plateau. Ich habe eine Höhle betreten und dort etwas geholt. Doktor. Eine Münze. Sie stammt nicht aus dieser Zeit, nicht von dieser Welt. Sehen Sie hier…«

Da begegnete sie dem Blick aus den Augen des Psychiaters. Sie erkannte, daß es zwecklos war, ihn auf irgendeine Weise überzeugen zu wollen. Er war von Ritas Charme vollkommen eingesponnen. Sie hatte es schon immer verstanden, Männer um den Finger zu wickeln.

Cynthia Moreen sah sich gezwungen, andere Mittel zu ergreifen. Mit Schrecken dachte sie daran, daß sie diesem Grauen nur entkommen konnte, wenn sie Rita und ihrem Begleiter die Zeit stahl.

Sie handelte.

Blitzschnell warf sie sich herum und lief hinaus in den dunklen Gang.

Rita Moreen handelte ebenfalls sofort. Sie drückte kurz entschlossen ab. Die Kugel jagte zwitschernd über den Kopf der Fliehenden, ohne Schaden anzurichten. Cynthia fühlte den heißen Luftzug über ihrem Kopf entlangstreichen.

Sie stürzte auf die Haustür zu.

Nicht verschlossen. Von draußen steckte noch der Schlüssel, mit dem Rita und Dr. Shamber geöffnet hatten.

Dadurch gewann sie wertvolle Sekunden.

Sie stürzte hinaus in die Nacht. Ihre nackten Füße klatschten auf den Holzboden der Terrasse.

Sie warf keinen Blick zurück.

Hinunter zur Anlegestelle. Dort lag das einzige Boot. Wenn es ihr gelang, sich abzusetzen, waren Rita und ihr sauberer Geliebter auf der Insel gefangen wie Mäuse in einer Falle. Sie war rehabilitiert. Sie konnte beweisen, daß sich kein Milligramm irgendeiner Droge in ihren Adern befand. Sie erreichte die Anlegestelle, riß das Boot aus dem Dickicht, stellte ihren Fuß hinein.

Es schaukelte. Im gleichen Augenblick fühlte sie die Nässe, die schnell stieg. Ihre Augen weiteten sich vor Entsetzen.

Der Bootsboden war angebohrt. Handhoch stand das Wasser darin, stieg durch ihr Körpergewicht rapide an.

Cynthia Moreen sprang aus dem Boot, verlor den Halt und stürzte in den Sand, rappelte sich wieder auf.

Im Haus wurden sämtliche Lichter eingeschaltet. Der helle Schein flutete aus Tür und Fenster.

Im Haupteingang tauchten Rita und ihr Begleiter auf.

Cynthia nahm die Bewegungen des auf sie zueilenden Paars nur aus den Augenwinkeln heraus wahr.

Rita war bewaffnet. Hier auf dem hellerleuchteten Sandstreifen vor der Terrasse bot Cynthia ein ausgezeichnetes Ziel.

Cynthia Moreen forderte das Letzte von sich ab. Sie flog förmlich über den Boden, schlug sich in die Büsche.

»Du kannst uns nicht entkommen!« vernahm sie ihre Schwester. »Rundum Wasser. Du müßtest schon ein paar Meilen schwimmen, um Festland zu erreichen. Bleib stehen, Cynthia! Es ist das beste, was du tun kannst.«

Cynthia lief, als säße ihr der Teufel im Nacken.

Zweige und Äste streiften ihr Gesicht, ihren Körper, zerrissen das hauchdünne Neglige, das sie schnell übergeworfen hatte, als sie den Schlafraum verließ.

Lange Streifen blieben im Geäst hängen. Fast nackt lief sie durch den dunklen Wald, verließ den Weg, um es ihren Verfolgern so schwer wie möglich zu machen.

Dunkelheit hüllte sie ein. Dichtes Blattwerk und die Schwärze der Nacht waren ihre besten Verbündeten.

Sie verfing sich in einer Luftwurzel und stürzte schwer zu Boden. Äste und Zweige krachten.

»Da vorn ist sie, Bruce.«

Cynthia krallte ihre Hände in den Boden, stellte mit Erschrecken fest, daß sie die Münze, die sie eben noch in der Hand hielt, verloren hatte.

Mit hektischen Blicken sah sie sich um, durchwühlte den lockeren Boden. Vergebens.

Sie durfte nicht länger warten. Weiter ging die Flucht.

Sie lief quer in das dichteste Gestrüpp. Hier war das Gelände ziemlich versumpft, aber sie kannte jeden Handbreit Boden und hoffte, daß Rita und Dr. Shamber ihr nicht folgen würden.

Ihre Kopfhaut zog sich zusammen, als sie ein schweres Gefühl verspürt. Eine entsetzliche Müdigkeit lähmte sie.

Angst schnürte ihr die Kehle zu.

Nicht jetzt! Um Gottes willen nicht jetzt! Das Geschehen der vergangenen Nächte wiederholte sich.

Der Zeitpunkt nach dem ersten Alptraum war gekommen, an dem

sie stets erneut tief und fest einschlief und an einem fremden Ort auftauchte, um den blonden Mann zu treffen, der sich Kaphoon nannte.

Das Blut rauschte in ihren Ohren. Sie mobilisierte ihre ganze Willenskraft gegen die Müdigkeit.

Aber es war, als hätte ihr jemand ein hochwirksames Schlafmittel verabreicht, gegen das sie vergebens ankämpfte.

Sie streckte die Hände aus, hielt sich am rauhen Stamm eines uralten Baumes fest, klammerte sich daran, als sie fühlte, wie ihre Beine schwer wurden.

Die Müdigkeit war stärker als sie. Sie rutschte am Baumstamm ab, berührte mit ihren Knien den feuchten Waldboden. Dunkle Kreise wirbelten vor ihren Augen.

Ihr Körper schien aus Blei zu bestehen. Sie stöhnte.

Alles um sie herum versank in Dunkelheit, und sie fiel neben dem Baum in tiefen Schlaf.

*

Rita Moreen trug das entsicherte Gewehr, Bruce Shamber vertrieb mit der Taschenlampe die Schatten der Nacht, die sich besonders intensiv hier unter dem Blätterdach des Waldes eingenistet hatten.

Cynthia Moreens Spur war anfangs gut zu verfolgen. Abgerissene oder geknickte Äste wiesen den Weg; helle Fetzen des zarten Gewebes hingen wie Fahnen zwischen den Zweigen oder lagen auf dem Boden.

Sie schlugen sich durch die Bäume, lauschten.

»Man hört nichts mehr«, murmelte Rita.

»Dann hat sie sich irgendwo hier in der Nähe versteckt«, bemerkte der Psychiater. Er kratzte sich im Nacken. »Dazu hätte es nicht zu kommen brauchen.«

»Es macht nichts. Sie kann nirgends untertauchen. Das Boot ist außer Betrieb. Telefon gibt es hier nicht, weit und breit keine Menschenseele, die sie zu Hilfe rufen könnte. Ideale Bedingungen, das auszuführen, was uns vorschwebt, Bruce. Selbst wenn wir sie heute nacht nicht finden sollten – es macht nichts. Morgen bei Tagesanbruch können wir in Ruhe die ganze Insel absuchen. Wir werden sie finden, darauf kannst du dich verlassen. Wir müssen sie finden, ehe mein Vater hier eintrifft. Wir haben vierundzwanzig Stunden Zeit.«

Dr. Bruce Shamber führte den grellen Strahl der Taschenlampe in das Buschwerk, in die dunklen Spalten und Löcher zwischen den Bäumen und Sträuchern. Er wollte sich abwenden, als er auf etwas Blinkendes aufmerksam wurde. Es lag nur einen Schritt von ihm entfernt.

Ein Goldstück?

Er bückte sich danach und hob es auf.

»Eine Münze?« murmelte er, sie zwischen den Fingern drehend. »Seltsam. Ich habe nie zuvor…«

Es waren seine letzten Worte in diesem Leben, in diesem Teil der Welt.

Er schrie gellend auf.

Ein gleißender Schein hüllte ihn ein.

Rita Moreen taumelte zurück, starrte mit weitaufgerissenen Augen auf den Mann, mit dem sie das Verbrechen abgesprochen hatte.

Es sah aus, als würde ein grellstrahlendes Netz über den Mann gelegt.

Seine Kleider wurden zu Staub. Shamber sah für Bruchteile von Sekunden dem seltsamen Gebilde aus zerbrechlichem Glasgespinst ähnlich, das die knienden Menschen auf der Münzenprägung anbeteten.

Dann absolute Dunkelheit.

Rita Moreen faßte nicht, daß die Stelle vor ihr leer war.

Bruce Shamber existierte nicht mehr. Auch die Münze war verschwunden. Sie hatte ihm den Tod gebracht, wie der Wächter der sieben Felsentore prophezeit hatte.

*

»Varok!« schrie im gleichen Augenblick ein Mensch in einer anderen Zeit. »Was ist geschehen?«

Hellmark stürzte auf den Verletzten zu, der sich kaum noch auf den Beinen halten konnte.

Der Krieger torkelte in Hellmarks Arme. Unruhe entstand ringsum. Murmeln, Zischen, Fauchen. Die Dunkelheit wogte auf und nieder, und das anheimelnde Dämmern und das glückverbreitende Gefühl verschwanden.

Bizarre Schatten flatterten ringsum, lösten sich von der Decke. Es rauschte und brauste, als würde jeden Moment ein ungeheurer Sturm losbrechen.

Hellmark blickte sich entsetzt um. Angst und Grauen kehrten wieder. Der feine Duft verwandelte sich in einen penetranten Gestank, der scharf in seine Lungen drang und ihm fast die Besinnung raubte.

»Dies ist – die Falle des Schattenfürsten, Kaphoon…« Varok atmete flach. Seine Hand hielt das Schwert umklammert. In den tiefliegenden Augen flackerte ein ersterbendes Licht. »Ich bin dir nachgefolgt, wollte wissen, was aus dir wurde… ich habe dir nicht die ganze Geschichte vom Schattenfürsten erzählt… er täuscht seine Opfer, Kaphoon… er ist nicht der Gott, für den er sich ausgibt… er schickt falsche Bilder… die Wirklichkeit, Kaphoon, siehst du erst, wenn du bereit bist ihm zu

widersprechen, ihm zu widerstehen… er braucht die Menschen. Die Alten haben ihn zu recht verdammt und verbannt. Die Titanenstädte, die der Schattenfürst und seine grausamen Diener bewohnten, müssen leer und tot bleiben, dürfen sich nicht von neuem mit Leben füllen, schau dir dies Reich an, Kaphoon… so ist es wirklich…«

Hellmark starrte in das Dunkel und eine eiskalte Hand krallte sich um sein Herz.

Die eifrigen Diener, die eben noch so glücklich ihr Werk verrichteten, verwandelten sich vor seinen Augen. Tausende und Abertausende von runden Kahlköpfen mit dem echsenartigen Auswuchs bis zum Nacken hinunter, erfüllten das brodelnde Dunkel. Und sie wuschen und polierten, pflegten und hegten nicht ein herrliches, gottgleiches Gebilde, vor dem man in Staunen verharrte.

Etwas Gräßliches in Form und Aussehen und Größe erfüllte den stinkenden, mit Unrat und Dreck übersäten Tempel, der einer Phantasmagorie der Hölle glich.

Ein riesiger Fleischberg, der aus Gewürm bestand, türmte sich in der stinkenden Höhle. Tentakeln, so groß wie drei ausgewachsene Menschen hintereinander, zuckten unaufhörlich aus diesem Berg.

Hellmark kam sich vor wie in einem gigantischen Stall, der ausgemistet werden mußte. Überall surrte und schwirrte es. Riesige Insekten, die die Größe von Adlern hatten, umkreisten das Gewürm, in dem es glomm und zischte, brodelte und gurgelte. Dieses monströse Etwas war mit nichts Irdischem vergleichbar. Es war eine Kreatur der Hölle, auf einer fernen, satanischen Welt gezeugt und durch geheimnisvolle Mächte in der Vorzeit der Erde ausgesetzt, wo es wuchs und gedieh, ganze Städte vernichtete – und selbst Gigantenstädte für sich und seine Art errichten ließ.

Die schrägen Ebenen vor den unheimlichen Gebäuden führten in die dunklen Verliese hinab, wo der Schattenfürst der den Menschen falsche Bilder vorgaukelte, hauste.

Die Bewohner Xantilons, die jetzt die Kugelköpfe trugen, hatten sich einem Dämon verschrieben.

Wußten sie es? Wußten sie es nicht?

Jetzt war keine Zeit und keine Gelegenheit, diesen Fragen nachzugehen.

Mit bangem Herzen dachte Hellmark daran, daß er nun noch immer nicht wußte, was aus den Freunden geworden war. Haophylkontromtetcoilak hatte ihm Irrbilder geschickt.

Die Begegnung mit Pepe, mit Rani Mahay, Arson und seiner Familie und mit Carminia Brado war eine Farce gewesen.

Jetzt hieß es kämpfen. Sie mußten sich aus diesem Höllenstall hinausarbeiten, koste es was es wolle.

»Die Alten hatten recht«, sagte Varok mit leiser Stimme. »Niemand

soll sich mit dem Schattenfürsten einlassen. Er sucht stets einen Weg, andere ins Verderben zu locken. Seine dämonische Macht ist ungeheuerlich und ungebrochen, wenn er an das Tageslicht zurückkehrt. Er hat dich als Werkzeug benutzen wollen. Du bist nur einer von vielen, mit denen es der Schattenfürst versucht hat. Ich bin sicher, daß er zum gleichen Zeitpunkt auch noch einen anderen Weg ebnete, um es zu schaffen.«

Björn nickte. Er mußte an Cynthia denken. Das Mädchen war ebenfalls zum Handlanger einer Macht geworden, die alle Möglichkeiten ausschöpfte, die Ketten des Fluchs zu sprengen. Cynthia mußte ein Mensch mit besonderen Talenten sein, daß die Wahl des Schattenfürsten auf sie gefallen war. Eine andere Erklärung fand er nicht.

Jetzt kamen die Kugelköpfe. Von allen Seiten strömten sie auf die beiden Menschen zu.

Hellmark reagierte richtig. Sich jetzt schon auf einen Kampf einzulassen, bedeutete unnötigen Kräfteverschleiß.

Der Schattenfürst selbst, der sein Opfer bereits fest in der Hand glaubte, hatte ihm diesen Ausweg verraten. Fragte sich nur, ob es sich wirklich um einen Ausweg handelte.

Er zog den verletzten Varok mit sich. Der Weg unter dem wimmelnden Gewürm, das an klebrig schimmernden Fäden von der Decke herabhing, war nicht gerade angenehm.

Anfangs kam Hellmark noch schnell vorwärts. Varok half mit, so gut er konnte.

Als seine Kräfte nachließen, wollte Björn den Verletzten tragen.

»Laß mich zurück Kaphoon… rette dich…«

»Unsinn. Wenn wir hier rauskommen, dann wir beide zusammen.«

Hellmark starrte in die Tiefe. Dort unten brodelte das Gewürm, von dort unten kamen die bleichen glatten Kugelköpfe. Zu Fuß und auf Pferden.

Die mit den Pferden kamen bedrohlich schnell näher.

Der Deutsche wurde schon bald in die ersten Kampfhandlungen verwickelt. Er kämpfte mit dem Mut der Verzweiflung, tötete zwei Berittene auf Anhieb, zog sich weiter zurück.

Varok hielt sich trotz seiner Verletzungen und seiner Schwäche erstaunlich gut.

Der Korridor schien sich endlos und immer bergauf zu schlängeln. Zum Glück war dieser Weg nicht so steil wie die breiten Rutschbahnen in den verschachtelten Häusern.

Wind pfiff über sie hinweg. Ein dunkler, dräuender Himmel spannte sich über sie.

Der Sturm brauste.

Das Ende des Korridors!

Hellmark war Varok behilflich, hinauszukommen, kroch dann selbst nach. Aber das wurde ihm nicht einfach gemacht.

Eine der Kugelköpfe zerrte an seinen Beinen, versuchte ihn in die Tiefe zu ziehen. Ein zweiter und dritter tauchten auf, um den anderen zu unterstützen. Ohne das Schwert des Toten Gottes, das er mit Bravour führte, wäre er den Häschern nicht entkommen.

Aber wenn sie das Plateau erreichten, bedeutete dies nicht die Freiheit. Auch die anderen konnten nachdrängen.

Es war, als könnte Varok Gedanken lesen. »Hier oben sind wir erst einmal sicher, Kaphoon… vorausgesetzt, daß die sieben Tore noch nicht geöffnet sind… dann öffnet sich der Himmel, dann öffnet sich der Berg… aber ich kann mir das schlecht vorstellen… der Schattenfürst war noch auf deine Hilfe angewiesen… noch besitzt er nicht die volle Freiheit, obwohl die Ketten, in denen er liegt, schon beachtlich geschwächt sind… falsche Propheten, falsche Versuche, sich an den Unaussprechlichen zu wenden… können nur das Grauen bringen, schlimmer als es die Dämonen vermögen… die Einwohner Xantilons müßten dann an mehr als einer Front kämpfen.«

Hellmark erreichte das Plateau. Abgekämpft, am Ende seiner Kraft. Er zog Varok auf die Seite, sie suchten Schutz hinter einem mächtigen Felsklotz. Der Sturm drohte sie von der Anhöhe zu wehen. In dem brodelnden Dunkel erkannte Hellmark die offenstehenden Tore. Es waren sechs.

»Verhindere das öffnen des siebenten«, sagte Varok mit sehr schwacher Stimme. »Dann werden sich auch die anderen sechs wieder schließen… und Zeit ist gewonnen…«

Schatten tauchten auf. Auf die Anhöhe stürmten mehrere Berittene. Sie kamen aus einer anderen Richtung.

Noch einmal hieß es kämpfen. Varok wurde in die Auseinandersetzung mit hineingezogen.

Und noch jemand wurde hineingezogen.

Eine junge, fast nackte Frau tauchte plötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor ihnen auf.

Sie sah die kämpfenden Parteien, vernahm das Klirren der Schwerter.

»Kaphoon!« gellte ihre Stimme.

Cynthia Moreen war an jene Stelle transponiert worden, an der sich auch Kaphoon aufhielt.

Sie erhielt einen Stoß in den Rücken. Sie taumelte.

Im gleichen Moment griff die Hand eines der Kugelköpfe nach ihr, zerrte sie hoch auf das davon galoppierende Pferd. Der Reiter verschwand mit ihr im Dunkel, als wolle er sie davor erretten, hier auf dem stürmischen Plateau ihr Schicksal zu erleiden.

Hellmark und Varok kämpften mit nachlassender Kraft. Der

Deutsche wußte später nicht mehr zu sagen, wie lange der Kampf ging, wie oft er eine gefährliche Situation meisterte, wie oft er dem sicheren Tod entging.

Tote lagen auf dem Plateau. Eine Gruppe von vierzehn Reitern war von der geschickt geführten Klinge Hellmarks ausgeschaltet worden.

Varok hatte tapfer gekämpft. Neue Wunden waren hinzugekommen. Hellmark versorgte den Schwerverletzten, so gut es ging.

»Du hast es geschafft«, sagte Varok einmal, als der Morgen dämmerte und sich der Sturm auf dem Plateau legte. »Solange sie nicht frei sind, können sie nicht wie ein Insektenschwarm über die Erde herfallen. Einige sind schon frei«, damit meinte er die Kugelköpfe. »Unvernunft und Unwissen haben die Diener des Schattenfürsten auf den Plan gerufen, wollen wir hoffen, daß der Schattenfürst niemals selbst wieder sein Zepter in die Hand nimmt. Ich werde sterben, Kaphoon.«

»Du wirst nicht sterben«, sagte er, aber seine Stimme klang nicht fest. Er wußte, daß Varok recht hatte.

»Doch, ich spüre es… es war eine Bereicherung, dich kennenzulernen… es ist gut, daß du weiter leben wirst… Kaphoon heißt du? Diesen Namen sollte man sich merken… er hat einen guten Klang… davon werden die anderen sich noch viele Geschichten erzählen… du bist der geborene Kämpfer, Kaphoon.«

Seine Stimme war zu einem Flüstern herabgesunken. Ganz in der Nähe hörte man Scharren, ein leises Wiehern. Hellmark hob den Kopf. Den steilen, unzugänglichen Pfad war Yümaho, der prachtvolle Hengst, emporgeklettert.

Ein verklärtes Lächeln lag auf den bleichen, vergehenden Zügen des Kriegers Varok. »Ich habe ihn mir immer gewünscht. Ein halbes Leben habe ich daran gehängt, ihn zu beobachten, seine Tricks zu studieren – ich brauche ihn nicht mehr… wenn ich sterbe. Kaphoon… laß mich nicht hier oben liegen… lege mich auf Yümahos Rücken und bringe mich hinab ins Tal, weg von dieser gräßlichen Stadt… und noch eine Bitte, Kaphoon: verweile hier die kommende Nacht… gib nicht auf… verhindere, daß das siebente Tor geöffnet wird… ich glaube, daß es jetzt nicht mehr dazu kommt. Wir waren hier – wir haben den Rhythmus unterbrochen. Wir sind eine Nacht zu früh gekommen… zum Glück für die Menschen, zum Pech für den Schattenfürsten…« Er bäumte sich auf, und ein tiefes Stöhnen entrang sich seiner breiten, von zahlreichen Wunden übersäten Brust. »Kümmere dich um Yümaho, er gehört dir, ich schenke ihn dir… ich brauche ihn nicht mehr… du aber wirst noch…«

Dann fiel sein Kopf auf die Seite. Varok war tot.

*

Er behielt recht.

Hellmark blieb auf dem Plateau, hielt die Nacht durch, obwohl er kaum noch die Augen offenhalten konnte.

Der Wind brauste. Die Stunde, da Cynthia Moreen auftauchen mußte, kam. Und sie verging. Cynthia Moreen kam nicht.

Wie von Geisterhand bewegt schlossen sich daraufhin die sechs mächtigen Felsentore, bargen weiterhin ihr Geheimnis, von dem Hellmark einen Zipfel hatte erhaschen können.

Noch in der gleichen Nacht verließ er daraufhin das Plateau. Die Kugelköpfe tauchten nicht mehr auf. Der einsame Mann mit dem Pferd und dem Toten durchquerte das Tal. Hier unten begrub er den Toten.

Der lichte Moment in der Erinnerung Hellmarks verging wie die Nacht des Grauens. Erinnerungslosigkeit machte sich wieder breit. Sein wahres Ich sank zurück in das Dunkel, nachdem der dumpfe Schmerz in Hinterkopf und Nacken schlagartig wieder ausbrach.

Er war wieder Kaphoon, wußte nichts von seiner Existenz als Hellmark, nichts von den Freunden. Nur manchmal war ihm, als rühre sich etwas in ihm, als müsse er mehr tun, als er sich aufgebürdet hatte.

Er stieg auf Yümaho, und das treue Pferd trug ihn einem neuen Abenteuer entgegen.

Manchmal träumte Kaphoon noch von der schönen, zierlichen Cynthia. Aber wenn er erwachte, konnte er sie nicht mehr sehen, nicht mehr fühlen. Er sah sie nie mehr.

*

Aber sie lebte noch.

Sie wachte auf in dem undurchdringlichen Inselwald, an der Stelle, wo sie von dem plötzlichen Schlaf überfallen worden war.

Sie dachte sofort an Rita und Dr. Shamber.

Der Morgen graute. Sie sah und hörte nichts. Diese Nacht war ihr besonders lang vorgekommen. Sie hatte soviel erlebt. Es war schrecklich gewesen. Sie tastete nach ihrer Stirn. Sie fühlte sich heiß an. Cynthia Moreen kam es vor, als wäre sie seit Tagen, seit Wochen unterwegs.

Nach der Entführung von dem Plateau war sie endlos lange durch die Bergwelt geritten, hatte an der Seite des fliehenden Kugelkopfes Tag für Tag verbracht, hatte immer gehofft, aufzuwachen. Nun war es endlich so weit. Sie war zurück in ihrer Welt.

Aber auch hier hieß es, aufmerksam sein. Auch hier hatte sie Feinde.

Sie lauschte und beobachtete, näherte sich dem Haus. Keine Spur mehr von Rita und ihrem Geliebten.

Das Haus war leer. Sie hatten die Insel verlassen. Die Utensilien, die sie mit hierher geschafft hatten, waren verschwunden. Das Haus war fein säuberlich aufgeräumt.

Drei Tage mußte sie noch warten, ehe sie eine Fähre sah, der sie ein Signal geben konnte. Sie wurde aufgenommen. An Bord entdeckte sie eine Zeitung. Die war schon eine Woche alt. Als sie einen Blick auf das Datum warf, erschrak sie.

Sie befand sich demnach seit mehr als vier Wochen auf der Insel.

*

Ihre Rückkehr glich einem Alptraum.

In ihrer Heimatstadt erfuhr sie bei ihrem Anwalt; daß man mit ihrem Auftauchen nicht mehr gerechnet hätte.

Ihr Vater war in der Zwischenzeit gestorben. Die Aufregungen nach Ritas Rückkehr waren zuviel gewesen für ihn. Sein mitgenommenes Herz hatte dies nicht mehr verkraftet.

Ihre Schwester Rita war gemeinsam mit einem Geschäftsführer in der Betriebsleitung tätig.

Cynthia fuhr umgehend zu ihr.

Reserviert und kühl und mit einer gewissen Scheu empfing Rita Moreen ihre nach vier Wochen wieder aufgetauchte Schwester.

»Ich will alles wissen«, forderte Cynthia Moreen.

»Die Geschichte ist nur kurz. Nachdem wir dein Rauschgiftlager entdeckt hatten, kam Vater am nächsten Morgen. Mit der Polizei. Es ist alles aktenkundig gemacht worden. Dich fand man nicht, obwohl man die ganze Insel durchkämmte. Die Polizei und auch Vater glaubten mir, als ich berichtete, daß du geflohen bist, als wir dich hier aufstöberten. Du bist mit einem Boot geflohen. Bruce verfolgte dich. Bei diesem Versuch fiel er ins Wasser und ertrank. In dem schlammreichen Wasser in Inselnähe konnte seine Leiche bis zur Stunde nicht geborgen werden. Dich trifft an dem Unfall keinerlei Schuld, Cynthia. Du bist ja bloß davongepaddelt. Wo du die ganze Zeit gewesen bist, das geht ja niemanden etwas an…«

*

Diese Worte klangen noch in ihren Ohren, als sie wie im Traum durch die belebten Straßen ging.

Ihre Welt, ihr Denken hatten sich verändert.

Cynthia Moreen war dem Schattenfürst begegnet. Er hatte sie wie sein Werkzeug benutzt. Als sie wertlos wurde für ihn, ließ er sie fallen.

Tränen schimmerten in ihren Augen, als sie den Passanten auf der Straße nachschaute, den Schulkindern, welche an der Ampel den Zebrastreifen überquerten, als sie die gelangweilten Autofahrergesichter sah.

Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts umgaben sie… aufgeklärte Menschen, die mehr wußten, als die Generationen vor ihr.

Wußten sie wirklich mehr – oder waren sie nur überheblich?

Am liebsten hätte sie jetzt ihre Gedanken und das Unrecht, das ihr geschehen war, laut in die Welt hinausschreien mögen.

Aber sie unterließ es.

Alles begann sich vor ihr zu drehen. Plötzlich empfand sie den Verkehrslärm und die Abgase besonders stark. Sie litt unter Atemnot und wurde ohnmächtig.

Passanten umringten sie sofort. Kurze Zeit danach kam ein herbeigerufener Ambulanzwagen und brachte sie ins Krankenhaus. Der untersuchende Arzt machte ihr am Nachmittag des gleichen Tages die Eröffnung, daß sie schwanger sei.

Cynthia Moreen verschwand von der Bildfläche. Sie kündigte ihr Apartment und zog in eine kleine Privatklinik außerhalb der Stadt. Dort war sie bis zu ihrer Niederkunft als Hilfsschwester tätig. Dem Chefarzt der Klinik vertraute sie sich an, erzählte ihm ihre Erlebnisse, berichtete von ihrem Aufenthalt in einem anderen, jenseitigen Reich, in einer anderen Zeit, von der Gewalt, die ein unheimlicher Diener des Schattenfürsten ihr angetan hatte, an dessen Seite sie viele Wochen verbringen mußte.

Acht Monate nach ihrer Rückkehr kam sie nieder.

Als sie aus der Narkose erwachte, erfuhr sie, daß das Kind unmittelbar nach der Geburt gestorben sei. »Es sah Ihnen sehr ähnlich, Cynthia«, berichtete der Chefarzt ihr.

Eine Woche später verließ sie die Klinik, um ein neues Leben anzufangen.

Der Chefarzt sah ihr vom Fenster seines Arbeitszimmers nach.

Wenig später betrat der Arzt den Lift und ließ sich hinunterbringen in den Keller.

Hier unten gab es einen Raum, zu dem nur er Zutritt und die Schlüssel hatte, einen Raum, von dem niemand wußte, was es hinter dessen Tür zu sehen gab.

Dr. Longfield hatte diesen Raum unmittelbar nach der Entbindung, an der er als einziger teilnahm, herrichten lassen.

Hinter dicken, schallschluckenden Wänden stand ein kleines, weißes Kinderbett. Darin bewegte sich ein Neugeborenes.

Longfield lächelte. »Mit dir werde ich mich beschäftigen.« Unter seiner Schürze holte er die Milchflasche mit dem hochkonzentrierten Nährmittel hervor. »Niemand außer mir weiß von dir. Und das ist gut

so.«

Das Neugeborene in dem Bett wandte den Kopf, als hätte es ihn verstanden.

Das Kind, das darin lag, war Cynthia Moreens Kind.

Es hatte einen bleichen, kugelrunden und glatten Schädel. Von Kopfmitte bis in den Nacken wuchs ein knöcherner Kamm. Außer einem breiten Dämonenmaul besaß das Kind keine weiteren Sinnesorgane.

ENDE